



Bischof Joseph Schubert



# Joseph Schubert

1890 — 1969

Biographie eines rumänischen Bischofs

von

Präl. Prof. Dr. Hieronymus Menges

Mit einem Vorwort

von

Weihbischof Dr. Johannes Neuhäusler, München



## Salz der Erde — Licht der Welt

Im Jahre 1936 kam ich nach Bukarest, um dort letzte Vorbereitungen und Sicherungen für den Bau eines großen Krankenhauses zu treffen, das die Barmherzigen Schwestern des Mutterhauses in München dort selbst errichten wollten. Da sah ich schon etwas das Licht leuchten, das von dem damaligen Dompfarrer Joseph Schubert weithin strahlte, insbesondere in die auslandsdeutschen Seelsorgsbezirke. Aber nun, da Dr. theol. Prälat Hieronymus Menges eine Lebensgeschichte dieses großen Priesters und Bischofs geschrieben hat, leuchtet dieses Licht erst recht kräftig und weit. Wortwörtlich in einem Zug habe ich sie gelesen. Mein Eindruck? *Man wird ganz klein* vor so viel hingebender Arbeit für das Reich Gottes, vor so treuer Guthirtensorge für kleine und große Herde, vor so wahrhaft apostolischem Eifer bis zum letzten Lebenstag, vor so viel Mannhaftigkeit, Standhaftigkeit und Heroismus in schwerstem Kerkerleid durch viele Jahre. Dazu bietet die Lebensgeschichte interessante Streiflichter über das Leben der katholischen Kirche in Rumänien, besonders in Pfarreien der Auslandsdeutschen. Unwillkürlich kommt einem da der Wunsch: daß doch recht viele Priester dieses Buch in die Hand bekämen, ja sozusagen ins *Herz* nähmen, um auch mit Freude und Opfersinn Diener Gottes zu sein und trotz Enttäuschungen, Mißerfolge, ja Verachtung und Verfolgung auszuharren im Dienste des Herrn!

München, 7. Juni 1971

† JOH. NEUHAUSLER  
Weihbischof in München



## Einleitung

Am 24. Juni 1970 jährt sich zum achtzigsten Mal der Geburtstag Joseph Schuberts. Der greise Bischof von Bukarest hat diesen Tag nicht mehr erlebt; die stürmische Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, sein 14-jähriger Aufenthalt in neun verschiedenen Gefängnissen sowie sein 5-jähriger Hausarrest hatten diesen großen Mann der Kirche physisch zermürbt. Gott erfüllte ihm noch seinen letzten Wunsch — die Sorge um seine bedrängte Herde dem Hl. Vater persönlich ans Herz zu legen — und rief ihn, der wahrlich einen guten Kampf gekämpft, seinen Lauf vollendet hatte (2. Tim. 4,7), am Karfreitag des Jahres 1969 (4. 4. 1969) zu sich.

Jeder, der das Glück hatte, Joseph Schubert kennenzulernen, wird sein Andenken in Ehren halten; mir, der ich ihn über 45 Jahre lang kannte, sein Substitut war und ihm Freund sein durfte bis zum Sterbebett, wird dies zur Pflicht.

Seine Exzellenz, der Hochwst. Herr Weihbischof von München, Dr. Johannes Neuhäusler, sowie Prälat Dr. Michael Höck forderten mich auf, Persönlichkeit und Lebenswerk Joseph Schuberts festzuhalten und einem größeren Kreis zugänglich zu machen. Ähnliche Bitten erreichten mich von Bekannten des verstorbenen Bischofs sowie von Priestern und Gläubigen Rumäniens. Gerne werde ich dieser Erwartung nachkommen, in der Hoffnung, daß diese Studie gleichzeitig ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Kirche Rumäniens ist, deren Steuermann Bischof Schubert in dunklen Tagen war.

Meine Ausführungen stützen sich auf den Nachlaß Joseph Schuberts, soweit er nach Deutschland gelangte, auf Aussagen Johann Baltheisers, der 14 Jahre lang Schuberts Kaplan war, Frau Nicola Filittis, Univ.-Prof. Stefan Nenițescu, Markus Ruschinskis und vieler anderer sowie auf persönliche Erinnerungen.

Gelegentlich werden Quellen und Namen nicht näher bezeichnet, um lebenden Personen keine politischen Unannehmlichkeiten zu bereiten.

Besonderen Dank gilt der Ostpriesterhilfe-Königberg, die mir auf Vermittlung von H. H. Weihbischof Dr. Adolf Kindermann 2 000 DM für den Druck zur Verfügung stellte. Ebenfalls besten Dank auch Seiner Hochwürden H. Litfin, dem Direktor der Ostpriesterhilfe-Neu-Ulm, für seine moralische und materielle Hilfe.

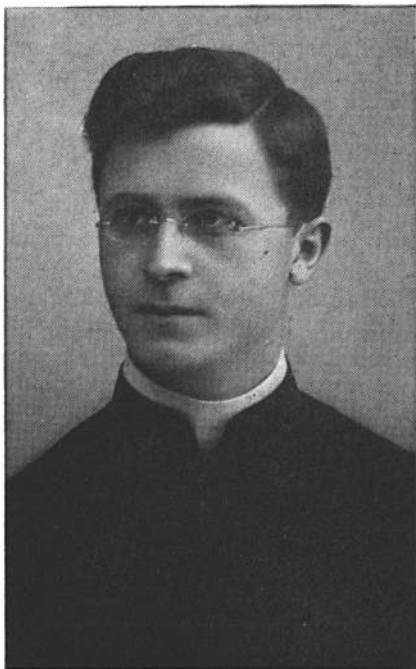
## Kindheit und Studienzeit

Joseph Schubert wurde am 24. Juni 1890 in Bukarest als erstes von zwei Kindern des Holzdrehslers Joseph Schubert und dessen Ehefrau Elisabeth, geb. Platnicek geboren. Seine Eltern waren kurze Zeit zuvor aus Siebenbürgen, das dem Hause Habsburg unterstand, nach Rumänien gekommen. War die wirtschaftliche Situation der Familie ohnehin bescheiden, so verschlechterte sie sich, als 1896 der Vater starb. Die Mutter mußte in fremden Häusern aushelfen, um ihre beiden Söhne ernähren zu können. So lernten Joseph und Rudolf schon sehr früh „den Ernst des Lebens,“ kennen. Während Rudolf sehr praktisch veranlagt war — er wurde ein tüchtiger Schneidermeister, — ragte Joseph durch seine überdurchschnittliche Intelligenz in der katholischen Schule St. Andreas hervor, die er je vier Jahre in der Elementar- und Oberschule besucht hatte. Sowohl die Schulbrüder von St. Andreas wie die Englischen Fräulein von St. Maria (Pitarmos), wo Joseph ministrierte, erkannten die ungewöhnliche Begabung des Schülers. Joseph selbst trug sich mit dem Gedanken, Priester zu werden, konnte sich jedoch bei der wirtschaftlichen Lage seiner Familie nicht vorstellen, wie er seinen Plan verwirklichen könnte. Pater D'Ester, der Spiritual der Englischen Fräulein, sprang hilfreich ein; er erreichte, daß Joseph vom Erzbischof Raymund Netzhammer OSB, der aus Einsiedeln stammte, 1906 in das Benediktiner-Gymnasium Engelberg in die Schweiz geschickt wurde. Es begannen Jahre, die Joseph Schubert stets zu den schönsten seines Lebens rechnete; die Schweiz wurde ihm zur zweiten Heimat. Das blieb sie, auch nachdem Schubert am 24. Juli 1912 sein Reifezeugnis ausgehändigt bekommen hatte: Mit 12 „sehr gut“ und 2 „gut“ bei der Anmerkung „mit sehr großem Fleiß“ und „bei lobenswertem Betragen“ war er Klassenbesten.

Bischof Schubert erzählte mir viel von Engelberg. Mag auch die Erinnerung manches verklärt haben, so spürte man dennoch, wie gern Schubert im dortigen Internat war. Die pünktliche Einteilung der Internatsordnung empfand er nicht als sinnlose Schikane, sondern als Hinführung zu einer effektiven Lebensgestaltung. Der junge Student legte sich selbst den Grundstock zu seinen späteren hervorstechenden Eigenschaften der Pünktlichkeit und Ordnungsliebe, des Fleißes und Schaffensgeistes, der Selbstdisziplin und Willenskraft. In der Freizeit tobte er sich auf dem Sportplatz aus, am Studierpult war er mit der gleichen Intensität bei der Sache. Dadurch, daß er nie Zeit verträdelte, war es für ihn nie



Joseph Schubert im Jahre 1905 in Bukarest



Theologiestudent in Innsbruck, Oktober 1912

nötig, unmittelbar vor Examina Nächte hindurch zu büffeln.

Von Engelberg aus bezog der junge Abiturient die Jesuiten-Universität Innsbruck (Cansianum). Auch dort erreichte er in seinem Schlußexamen vom 22. Dezember 1916 die Bemerkung „cum eventu optimo“ = sehr gut. Die Geselligkeit pflegte Schubert während seiner Studentenzzeit in erster Linie im Kreise der Schweizerischen Landsmannschaft. Hier fand er Freunde, denen er ein Leben lang verbunden blieb, wie den noch lebenden Jesuitenpater Mugglin. Die Ferien verbrachte er, wie schon während seiner Gymnasialzeit, bei der Familie Wyrsh in Buochs (Schweiz), zu der er ganz gehörte — als Sohn und Bruder. Der sportbegeisterte Schubert schwärmte für Ausflüge und Wanderungen; in den Ferien hielt er es nie lange zwischen den vier Wänden aus. Mit einigen Freunden durchzog er, in zünftiger Schweizer Wanderausrüstung mit dem Rucksack auf dem Rücken, das Land, dessen majestätischen Berge und lieblichen Täler er ebenso schätzte wie die schmucken Dörfer und deren kernige Bewohner.

Am 15. Juli 1916 war Joseph Schubert am Ziel seines Strebens angelangt: Er wurde in Innsbruck zum Priester geweiht. Gerne hätte er, der in 10 Jahren nur einmal bei Mutter und Bruder in Bukarest war, seine Primiz zusammen mit seiner Familie und seinen Freunden in Rumänien gefeiert. Sein Heimatland war indes in den Krieg gegen Österreich-Ungarn eingetreten, so daß es ihm nicht möglich war, die Grenze nach Rumänien zu überschreiten. Er blieb also im habsburgischen Obertömosch (Timisul de Sus), das in unmittelbarer Nachbarschaft von dem damaligen Grenzort Predeal liegt. Als alle Hoffnungen, nach Bukarest zu gelangen, aussichtslos erschien, kehrte Schubert in die Schweiz zurück, wo er am 5. Februar 1917 als dritter Kaplan an der Franziskanerkirche zu Luzern angestellt wurde. Er blieb dort bis zum 15. September 1918, als ihn Erzbischof Netzhammer nach Rumänien zurückrief.

Wie oft hat der greise Bischof bis zu seinem Tod über seine Schweizer Jahre gesprochen! Sie haben ihm eine glückliche Jugend, erinnerungswürdige Wanderungen und eine kostbare Lehrzeit in Luzern geschenkt.



Kaplan an der Kathedrale St. Joseph zu Bukarest - Joseph Schubert: Zweiter von links in der 2. Reihe - 1. Reihe von links nach rechts im Talar: Pater D'Ester, Erzbischof R. Netzhammer, 1. Militärpfarrer, Pater Lucius Fetz (Erzbischöflicher Sekretär) und Monsignore Volgner (Pfarrer von Sinaia)

## Domvikar an der Kathedrale St. Joseph zu Bukarest

Am 21. September 1918 ernannte Erzbischof Netzhammer Joseph Schubert zum Domvikar der Kathedrale zu Bukarest — gewiß ein verlockender Posten für einen jungen Priester. Den Vorschlag des Erzbischofs, Schubert möge die Leitung des Konviktes St. Andreas in Bukarest übernehmen, hatte dieser abgelehnt, da er nicht promoviert hatte. Nun mochte Erzbischof Netzhammer bereut haben, daß er dem Regens des Innsbrucker Canisianums auf dessen Bitte, Schubert promovieren zu lassen, geantwortet hatte: „Ich brauche keine Gelehrten, sondern Seelsorger!“ Nun wollte Schubert Seelsorger sein und er blieb es sein Leben lang.

Msgr. Karl Auner, ein wahres Universalgenie, war der Vorgesetzte des neuen Domvikars. Auner war Mathematiker, Historiker, Sprachenkenner, Musiker und Komponist, vor allem aber ein vorbildlicher Priester und ein unermüdlicher Arbeiter. Der spätere Erzbischof Alexander Th. Cisar rühmte immer wieder: „Msgr. Auner arbeitet mehr als drei junge Priester!“ In der Tat war es für die priesterlichen Kollegen unmöglich, mit Msgr. Auner Schritt zu halten. Da dieser bei seinen Mitbrüdern seinen eigenen Maßstab anlegte, von ihnen sein eigenes Arbeitstempo und seine eigene Akribie verlangte, hielt es kein junger Priester lange unter dem strengen Regiment aus. Umso erfreuter war Msgr. Auner, in

Schubert einen Mitarbeiter gewonnen zu haben, der ihm selbst sehr ähnlich war. Auch der neue Domvikar war ein ausgezeichnete Mathematiker, Historiker, Musiker und Kunstkennner und beherrschte die deutsche, rumänische, französische und italienische Sprache perfekt. Der in Bukarest hoch angesehene Msgr. Auner mußte sogar erkennen, daß Schubert durch sein gepflegtes und sympathisches Äußeres und seine gewandten Umgangsformen ihm teilweise zu übertreffen schien. In Bukarest, das nicht zu Unrecht als Paris des Balkans bezeichnet wurde, spielten diese Eigenschaften, die Joseph Schubert sein ganzes Leben lang gegeben waren, ohne daß sie künstlich gepflegt worden wären, eine nicht zu unterschätzende Rolle. Domvikar Schubert fand dadurch und durch seine ehrliche Frömmigkeit sehr schnell Zugang zu den Gläubigen der Bukarester Dompfarrei. Als sich Joseph Schubert nach einem Jahr wieder verabschiedete, wollten die Pfarrräte seine Versetzung verhindern. Der Domvikar wehrte sich jedoch gegen ein entsprechendes Gesuch an den Erzbischof mit dem Hinweis auf seine Gehorsampflicht.

## Pfarrer von Popesti-Leordeni

Am 15. September 1919 schrieb Erzbischof Netzhammer eigenhändig die Ernennung Joseph Schuberts zum Pfarrer von Popesti-Leordeni. Die in lateinischer Sprache verfaßte Ernennung und Installierung ist außer von Erzbischof Raymund Netzhammer von Domkapitular Julius Hering, Pfarrer Alois Gonska und dem Erzbischöflichen Sekretär Lucius Fetz OSB unterzeichnet. Der Erzbischof legte ein in Deutsch abgefaßtes Schreiben vom 20. September 1919 bei, in dem er dem neuen Pfarrer Winke und Richtlinien für die Seelsorge gab. Dieses Schreiben ist charakteristisch für den 1862 geborenen Erzbischof, der mit P. Lucius Fetz OSB aus dem Benediktinerkloster Einsiedeln aus der Schweiz nach Bukarest gekommen war und 1905 den dortigen erzbischöflichen Stuhl bestieg. Netzhammer bereiste ganz Rumänien und war an der wissenschaftlichen Erforschung der archäologischen Schätze in der Dobrukscha und der kunstgeschichtlich interessanten orthodoxen Klöster in der Moldau führend beteiligt. Bei den Gläubigen und beim Klerus war Erzbischof Netzhammer sehr beliebt, bei den Gelehrten des Landes hoch angesehen (enger Freund des Archäologen Ion Pârvan). Als persönlicher Freund und politischer Ratgeber des aus dem Hause Hohenzollern-Sigmaringen stammenden König Karls I., der sonntags zu ihm in die hl. Messe kam, übte er über den kirchlichen und wissenschaftlichen Bereich hinaus bedeutenden Einfluß auf die Geschicke des Landes aus. Seine Deutschfreundlichkeit zwang ihn, im Sommer 1924 Rumänien zu verlassen, dem er zum Abschied seine umfangreiche Münzensammlung schenkte. Die letzten Jahre bis zu seinem Tode 1946 verbrachte er in der Schweiz auf der Insel Werd, Stein am Rhein, immer noch wissenschaftlich tätig und am Wohl und Wehe seiner ehemaligen Erzdiözese interessiert. Sein Schreiben vom 20. September 1919 an Pfarrer Joseph Schubert beweist, wie praktisch und an der Seelsorge ausgerichtet Erzbischof Netzhammer war. Außerdem gewährt es Einblick in die seelsorgerliche Situation Rumäniens, das damals noch Missionsgebiet war. Es lautet:

„Hochwürdiger, lieber Herr Pfarrer!

Im Vertrauen auf Ihre Frömmigkeit, auf Ihre Fähigkeiten, auf Ihre in Luzern gesammel-

ten Erfahrungen und auf Ihren guten Willen habe ich Euer Hochwürden nach Popești berufen, auf die größte Landpfarre, welche wir besitzen. Das ganze Dorf ist katholisch und die Pfarrkinder besuchen fleißig die Kirche, gehen häufig zu den Sakramenten, erfüllen fast vollzählig ihre Osterpflicht und rufen den Seelsorger fleißig zu den Kranken und Sterbenden. Euer Hochwürden finden ein gutes und dankbares Arbeitsfeld vor. Im Folgenden erlaube ich mir, Ihnen Winke und Weisungen zu geben.

1. Wie man mir wiederholt sagte, soll der Religionsunterricht der Kinder in den letzten Jahren vernachlässigt worden sein. Die Zeit, welche dem Pfarrer in der Schule für den Unterricht eingeräumt wird, ist nicht ausreichend; deshalb muß mit dem Unterricht in der Kirche nachgeholfen werden, wo die Hauptarbeit während Herbst und Frühjahr zu leisten ist. Zuerst müssen Sie die Kinder, womöglich noch in diesem Jahr, auf die Firmung vorbereiten und mich dann zur Spendung der Firmung rufen.
2. Die Predigt oder Homilie sollen Sie jeden Sonntag und gebotenen Feiertag (Can. 1344) nach dem Evangelium von der Kanzel aus halten. Bestreben Sie sich, die Religionswahrheiten möglichst einfach, klar und volkstümlich vorzutragen. Von großem Nutzen wird es sein, wenn Sie auch in der Frühmesse für die zur Stadt fahrenden Leute eine Fünfminutenpredigt halten.
3. Den Gottesdienst sollen Sie möglichst feierlich gestalten und trachten, nach und nach einen besseren Gesang, natürlich wie bis jetzt in lateinischer Sprache, einzuführen . . .
5. Nachdem Popești eine Rosenkranzkirche besitzt, müssen sich Euer Hochwürden angelegen sein lassen, daß auch die Rosenkranzbruderschaft kanonisch in der Pfarrei errichtet werde. Die dann vorgeschriebenen Prozessionen jeden Monat werden helfen, das kirchliche Leben zu fördern . . .
7. Die Hochzeiten dürfen an Sonntagen oder an Feiertagen nicht während des Hochamtes eingesegnet werden.
8. Die Vermeldungen sind knapp und deutlich zu machen und zwar aus dem vor dem Gottesdienst geschriebenen Verkündbuch herauszulesen. Ein gut gehaltenes Verkündbuch hat später auch geschichtlichen Wert.
9. Empfehle Euer Hochwürden, über den Empfang der hl. Sakramente der Buße und des Altares bei den Kindern und bei den Erwachsenen statistische Aufzeichnungen zu machen. Es wird auch gut sein, wenn Sie bisweilen die Kirchgänger abzählen lassen.
10. Für den guten Gang in der Pfarrei ist von größter Wichtigkeit die Pünktlichkeit im Läuten zum Angelus und zu den Gottesdiensten. Diese sollen Sie stets zu genau bestimmten Zeiten beginnen. Die Pünktlichkeit des Pfarrers erzieht auch die Kinder und die Erwachsenen zur Pünktlichkeit . . .
11. Ich habe wohl nicht besonders aufmerksam zu machen, daß Euer Hochwürden das Pfarrarchiv und die Pfarrbibliothek in guter Ordnung halten, die Matrikeln genau führen, das Haus- und Kircheninventar aufnehmen und von den Matrikeln und dem Inventar eine Abschrift jährlich an das Ordinariat senden sollen, wie das Kirchenrecht vorschreibt. Nicht genug kann ich Ihnen das Nachlesen und das Befolgen dessen empfehlen, was das neue Kirchenrecht über die Pfarrer und die Pfarreien schreibt und verordnet.
12. Im Allgemeinen werden es Euer Hochwürden unterlassen, ungerufen Familien zu be-

suchen oder Einladungen zu Tisch — wie bei Taufen und Hochzeiten — anzunehmen. Sie werden dadurch viele Unannehmlichkeiten vermeiden.

13. Die Bauern in Popești sind gut, aber wie die meisten Bauern steckköpfig und deshalb bedarf der Umgang und das Auskommen mit ihnen viel Geduld und Klugheit. Besonders müssen Sie sich in Acht nehmen, daß Sie nie in die Dorfparteiungen verwickelt werden.
14. Die Epitropen (Pfarräte), deren Wahl stets zur Bestätigung dem Ordinariat gemeldet wird, sollen Sie sehr für die Kirche zu interessieren suchen und Sie sollen in Sachen allgemeiner Natur mit der Gemeinde durch die Epitropen verhandeln. Euer Hochwürden wird sich um die Güter der Kirche annehmen, diese in Verein mit den Epitropen verwalten und die Kirchenkasse womöglich im Pfarrhaus halten. Sie werden danach sehen, daß der Zehnte vom Weizen, Mais und Gerste jährlich für die Kirche richtig gesammelt wird und daß die Gelder für die Kirche verwendet werden.
15. Die Bezüge Euer Hochwürden als Pfarradministrator sind folgende:
  - a. Das Erträgnis des Pfarrlandes von 17 Pogon (= ca. 8 ha), das Sie selbst bebauen oder je auf ein Jahr verpachten können.
  - b. Das Erträgnis des Gartens beim Pfarrhaus.
  - c. Das Kirchenopfer, welches Sie an Sonntagen und gebotenen Feiertagen bei der Frühmesse und dem Hochamte einsammeln lassen. Dieses Opfer kommt dem Pfarrer unter der Bedingung zu, daß er für den Sakristan, bzw. für den Läuter aufkommt.
  - d. Die Taxe von 6 Lei von jeder Familie jährlich. Diese Taxe wird bezahlt an Stelle von Stolagebühren und an Stelle der früheren Verpflichtung der Familien, täglich für das Brot und für das Essen des Pfarrers aufzukommen. Eigene Stolataxen dürfen nur von Fremden erhoben werden.Über alle diese Bezüge sowie über die Einkünfte gesungener Messen sollen Euer Hochwürden genau Rechnung führen und bei der *visitatio canonica* vorlegen.
16. Außer diesen Bezügen erhält der Pfarradministrator gewöhnlich bei der Anmeldung einer Taufe eine Flasche Wein und bei der Taufe selbst eine Kerze, ein Handtuch, eine Henne und ein Geldgeschenk; bei der Anmeldung einer Trauung eine Flasche Wein und bei der Trauung selbst eine Kerze, ein besseres Handtuch etc. und ein Geldgeschenk von 2 Lei, beim Begräbnis eine Kerze mit Handtuch. Zu Mariä Geburt spendet jede Familie gewöhnlich ein Hühnchen oder gibt ein Geldgeschenk. An diesem Brauche soll ebenso gut wie an dem festgehalten werden, daß nach der Häuserweihe zu Epiphanie für den Pfarrer Viktualien (Mais, Mehl, Fleisch, Speck, Fett, Kartoffeln usw.) gesammelt werden.
17. Sie werden sich gewiß auch um die Geschichte der Pfarrei kümmern, Erinnerungen der alten Leute sammeln und die Gebräuche dieses interessanten Völkchens studieren und aufnotieren.

Der liebe Gott möge in Popești Euer Hochwürden und alle Ihre Arbeiten reichlichst segnen! Euer Hochwürden ganz ergebenster

† RAYMUND NETZHAMMER  
Erzbischof von Bukarest“

Diese „Winke und Weisungen“ lassen erkennen, welches Arbeitsfeld der neue Pfarrer von Popești vorfand, welche Probleme sich allgemein einem rumänischen Dorfpfarrer der damaligen Zeit stellten und wie seine wirtschaftliche Lage aussah. Jedenfalls mußte sich Joseph Schubert, der in der rumänischen Hauptstadt geboren wurde, in der Schweiz und Österreich aufwuchs und sich in Luzern und in Bukarest seine ersten Sporen verdiente, in dieser agrarischen Umgebung — er wurde gleichsam nebenberuflich Landwirt — gewaltig umstellen. Er ließ sich jedoch von diesen Äußerlichkeiten nicht abschrecken und machte sich frischen Muts an die Arbeit. Die Kirche wurde restauriert und erweitert: Das Presbyterium wurde verlängert und zwei Sakristeien angebaut; der königliche Hofmaler Anton Kaindl malte die Kirche aus und schuf ein großes Antoniusbild; der Bildhauer Bittenbinder aus Timișoara, ein Onkel des jetzt in Bad Reichenhall tätigen Msgr. Bittenbinder, lieferte einen Seitenaltar zu Ehren des hl. Joseph.

Der Kirchen-, Pfarr- und Friedhof wurde neu eingezäunt und eine Madonnenstatue angeschafft. Für das Pfarrhaus kaufte Schubert neue Einrichtungen für Küche, Schlafzimmer und Büro. Durch persönliche Intervention beim Kultusminister gelang es ihm, je einen Hektar Land für eine neue Kirche und einen neuen Friedhof zu bekommen.

Der neue Pfarrer reorganisierte die Rosenkranzbruderschaft und führte den Religionsunterricht für Erwachsene ein. Im großen und ganzen erzielte er jedoch in seelsorglicher Hinsicht nicht die gleichen Erfolge wie in organisatorischer Hinsicht. Letztlich verstanden sich Pfarrer und Gemeinde nur wenig. Die Bewohner von Popești empfanden die Kluft, die sie von dem städtischen Pfarrer mit seinen geschliffenen Umgangsformen trennte; sie brachten für den Kunst- und Ordnungssinn ihres jungen Pfarrers kein Verständnis auf; ein Mann ihresgleichen, der ihr Milieu verstanden und wie sie das Land bebaut hätte, wäre ihnen lieber gewesen. Schubert wiederum ging jegliche Erfahrung mit dem Umgang mit ländlicher Bevölkerung ab; er setzte sich mit Energie für eine bessere Ausbildung der Leute ein, bedachte aber nicht, daß er sie hierbei überforderte, indem er städtische Maßstäbe anlegte. Den Angelpunkt des schweren gegenseitigen Verständnisses bildete das Sprachenproblem: Die Bewohner von Popești sprachen einen bulgarischen Dialekt. Pfarrer Schubert zögerte nicht, sofort bulgarisch zu lernen, aber der Dorfdialekt wich von der Schriftsprache gänzlich ab, so daß seine Bemühungen vergebens waren. Und so versuchte er, die rumänische Sprache in der Kirche einzuführen. Damit trat er in ein empfindliches Fettnäpfchen, geriet zwischen die Dorfparteiungen und mußte schließlich am 6. September 1924 Popești über Nacht verlassen — ein nicht gerade erfreulicher Abschluß seines Wirkens in dem Bukarester Vorort.

## Pfarrer von Karamurat

Inzwischen hatten sich auch in Bukarest einige Veränderungen ergeben. Erzbischof Netzhammer wurde von einheimischen Priestern in Rom angeschwärzt: Man warf ihm vor, während des Ersten Weltkrieges eine deutschfreundliche Politik betrieben zu haben und fügte schwere Verleumdungen hinzu. In der Tat war Netzhammer mit dem Eroberer von Bukarest, dem deutschen General Mackensen, durch die rumänische Hauptstadt gefahren,

um ihm deren Sehenswürdigkeiten zu erklären. Das gereichte ihm zum Verhängnis. Rom vermied es, sich mit dem rumänischen Staat auf eine Kraftprobe einzulassen und berief den verdienstvollen Oberhirten aus Bukarest ab. Netzhammer kehrte nach Einsiedeln zurück und zog dann auf die Insel Werd bei Stein am Rhein. Als ich ihn dort im September 1937 besuchte, erzählte er mir enttäuscht und nicht ohne inneren Schmerz die Vorgänge, die zu seiner Abberufung aus Rumänien geführt hatten. Sein Herz war indes immer noch bei seinen ehemaligen Diözesanen.

Sein Nachfolger wurde der bisherige Bischof von Jassy, Alexander Theodor Cisar. Cisar wurde 1880 in Bukarest geboren; sein Vater war Tscheche, seine Mutter Polin. Er besuchte die Volks- und Realschule in Bukarest und das Gymnasium in Rom. Dort studierte er anschließend an der Propaganda Fidei Philosophie und Theologie. Nach seiner Rückkehr wurde er vom Erzb. Hornstein zu seinem 2. Sekretär und am Ende des 1. Weltkrieges vom Erzb. Netzhammer zum Direktor des Konviktes St. Andreas zu Bukarest ernannt. 1920 wurde er Bischof von Jassy, im Sommer 1924 Erzbischof von Bukarest. Er hatte sich als Theologieprofessor einen Namen gemacht, sprach viele Sprachen und verfügte über ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Er lebte ganz seinen wissenschaftlichen Studien; das Hauptaugenmerk legte er auf die Auffassung seines riesigen wissenschaftlichen Wörterbuches in vier Sprachen: Lateinisch — rumänisch — ungarisch — deutsch. Sein Auftreten war imponierend, seine Redekunst brilliant. In der Verwaltung seines Bistums besaß er freilich keine glückliche Hand, da ihm bei der Besetzung wichtiger Ämter jegliche Menschenkenntnis fehlte. Dem kommunistischen Ansturm nach dem Zweiten Weltkrieg war der greise Erzbischof nicht mehr gewachsen und legte die Leitung der Erzdiözese 1950 nach seiner Einweisung in Hausarrest (Orastie/Siebenbürgen) in die Hände Joseph Schuberts. Im Januar 1954 starb er in Bukarest, an den Widerwärtigkeiten der Zeit zerschellt, im Glauben indes bestärkt.

Erzbischofs Cisars Generalvikar wurde Msgr. Auner, der den in Popești gescheiterten Pfarrer Schubert hoch schätzte und ihn vorübergehend zu sich an die Kathedrale zurückholte. Er setzte durch, daß der Diözesanrat am 18. Dezember 1924 Joseph Schubert die größte deutsche Pfarrei der Erzdiözese Bukarest, Karamurat, anvertraute. Am 7. Februar 1925 übermittelte er ihm im Namen des Erzbischofs die in deutscher Sprache abgefaßte Ernennung. Hierin heißt es u. a.: „Die Bedingungen, unter welchen Sie dort Ihr Amt antreten, kennen Sie aus dem Protokoll, das ich Ihnen übergab. Ich möchte nur noch hinzufügen, daß für Ihr Wirken ein gemessener Verkehr mit den Leuten erspriesslich sein wird. Auch lege ich Ihnen ans Herz, mit H. H. Dechanten Bibiella in kollegialem Verkehr zu stehen; er ist aufrichtig böse, wenn Confratres seine Gastfreundschaft nicht in Anspruch nehmen. Andere Richtlinien konnten Sie aus dem Dossier entnehmen, in welches Sie Einsicht hatten... Bezüglich der Filiale (Sf. Gheorghe) erwarte ich von Euer Hochwürden Bescheid... in Betreff auf ihre lebensfähige Gestaltung und Entwicklung.“ Die feierliche Installation in Karamurat durch den Dechanten Bibiella wurde auf den 14. Februar festgesetzt.

Schon am 28. Januar 1925 hatte der Generalvikar zusammen mit Dekan Bibiella, dem Schulzen von Karamurat Alois Müller, den Beisitzern Basilius Ruschinski und Alexander

Menges sowie dem Bevollmächtigten der Gemeinde Joseph Türk folgendes „Protokoll“, auf das sich obige Ernennung bezieht, vereinbart:

„Die Unterfertigten . . . haben heute . . . folgendes in Bezug auf die Rechtsame des neuen Pfarrers in Karamurat bindend für die Gemeinde Karamurat vereinbart:

### I. Bezüge

1. Der Pfarrer bekommt in bar bei monatlicher Vorausbezahlung 30 000 Lei, worin das Stipendium für das Hochamt des Sonntags inbegriffen ist.
2. Wir anerkennen die vom Ordinariat bestimmten Stolataxen: Taufe 40, Aussegnung freiwillige Gabe, Ausrufung (ohne Dispens) 40, Trauung (ohne Amt) 100, Begräbnis (ohne Amt): Kind 40, Erwachsener 60, mit Rede 100 Lei.
3. Wir anerkennen die vom Ordinariat festgesetzten Stipendien:  
Stille Messe ohne bestimmtes Datum 30, mit bestimmten Tag 40, Amt 60, mit Libera 80 Lei.
4. Das dem Pfarrer vom Staate anerkannte Land kann er selbst bebauen oder verpachten.
5. Für den Schulunterricht in deutscher Sprache (Religion und Christenlehre ist unentgeltlich) gibt die Gemeinde dem Pfarrer jährlich 15 000 Lei, für zwei Stunden an Schultagen Deutsch und Religion.

### II. Kirchenrat

6. Die Verwaltung der von der Gemeinde für die Kirche beigesteuerten Gelder untersteht einem Kirchen-Rate (Epitropie) von fünf Mitgliedern. Davon wählt die Gemeinde drei im Einvernehmen mit dem Pfarrer, der vierte ist der Dorfschulze, der fünfte der Pfarrer als Vorsitzender.
7. Der Erlös des Opferstockes kommt zur Verwaltung des Kirchen-Rates, welcher damit Öl, Kerzen, Weihrauch u. dgl. beschafft, den Rest zur Instandhaltung von Kirche und Pfarrhaus verwendet.
8. Die Bezüge des Messners (Sängers) sind in den obigen Bezügen nicht begriffen. Der Kirchenrat kann sie nach Belieben festsetzen, der Pfarrer zahlt sie dem Messner aus.
9. Der Kirchenrat hat keinerlei Einmischung über die Verwendung der persönlichen Bezüge des Pfarrers.
10. Laut Kirchenrecht darf der Kirchenrat in der Kirche ohne Genehmigung des Pfarrers nichts verfügen.
11. Die Gemeinde wird für das Pfarrhaus das notwendige Mobiliar allmählich anschaffen. Der Pfarrer übernimmt dieses Mobiliar auf eigene Verantwortung und unterschreibt das Inventar, welches beim Schulzen in Verwahrung bleibt.

### III. Vorübergehende Bestimmungen

12. Für jetzt sorgt die Gemeinde auf eigene Rechnung für die Einführung des neuen Pfarrers und seines Gepäcks von der nächsten Bahnstation sowie für die Abfahrt des Hochw. Herrn Overbeck und dessen Gepäck. Auch besorgt die Gemeinde dem neuen Pfarrer Brennholz bis 5000 kg zum Preis von 1 Lei pro Kilo.“

Pfarrer Joseph Schubert schrieb mit eigener Hand darunter: „Eine höchst unzureichende Abmachung, zumal gerade in diesem Jahre die Lebensmittel sehr teuer waren, z. B. Mehl 26 Lei pro kg.“

Vergleicht man diese Abmachung mit den Bedingungen von Popești, so fällt auf, daß die deutsche Gemeinde weit mehr von der Natural- zur Geldabgabe geschritten ist und ihrem Pfarrer ein größeres und sicheres Einkommen garantierte. Die hohen Zahlen erklären sich freilich aus der damaligen Inflation, die neben anderen europäischen Ländern auch Rumänien erreicht hatte. Es sei nur daran erinnert, daß in Deutschland am 20. November 1923 ein Dollar 4,2 Billionen Papiermark gekostet hat.

Pfarrer Schubert kam am 11. Februar 1925 in Karamurat an. Es herrschte schönes Wetter, und die Leute arbeiteten schon fleißig auf dem Felde; dieser Fleiß imponierte dem neuen Pfarrherrn. Überhaupt fand er einen großen Unterschied zwischen den Popestanern und den Karamuratern. Letztere waren weit besser situiert, besaßen große Häuser und hielten ihre Gemeinde in bester Ordnung und Sauberkeit. Karamurat (heute: Kogălniceanu) liegt 25 km nördlich von Constanța, Rumäniens großer Hafenstadt am Schwarzen Meer. Es umfaßte damals einen deutschen, einen rumänischen und einen türkischen Teil. Die Deutschen setzten all' ihren Ehrgeiz daran, den schönsten und gepflegtesten Ortsteil zu besitzen. Ihre blendend weiß getünchten Giebelhäuser standen in sieben Reihen an breiten, geraden Straßen, die im Schatten großer Alleebäume lagen. Die ausgedehnten Höfe und gepflegten Gärten waren von Mauern oder Zäunen umgeben. Im Zentrum des deutschen Ortsteils lag die herrliche Kirche, das Pfarrhaus und die Schule.

Während man im deutschen Teil überall den Geist schwäbischer Regsamkeit und Ordnungsliebe spürte, begegnete einem im rumänischen Teil malerische Uneinheitlichkeit, bei den Türken mit deren Lehmhütten und Moschee der bunte Orient.

Jede Volksgruppe verfügte über eigene kulturelle Einrichtungen, so auch über eigene Friedhöfe. Nachdem der rumänische Friedhof staatlicherseits eine schöne Mauer erhalten hatte, wollten die Deutschen nicht nachstehen. Darum nahm der neue Pfarrer als erstes Projekt die Neugestaltung und Verschönerung des deutschen Friedhofs in Angriff. Eine Steinmauer für 110 000 Lei wurde aufgeführt und die Gräberfelder neu eingeteilt: zur Linken sollten die Erwachsenen, zur Rechten die Kinder beerdigt werden. In der Mitte wurde ein hohes Kreuz aufgerichtet.

Im Pfarrhaus ließ Schubert neue Einrichtungen für das Schlafzimmer, den Speisesaal und die Kanzlei anschaffen. Er erneuerte das Kirchendach (60 000 Lei) und ließ deren Innenraum tünchen und ausmalen (70 000 Lei); der Pfarrhof wurde durch eine neue Mauer umgeben. Für die Rosenkranzbruderschaft kaufte er eine (13 000 Lei), für Prozessionen vier und für Beerdigungen zwei neue Fahnen; ein neues Pluviale (7000 Lei), Ministrantenkleidchen usw. trugen zur schöneren Gestaltung des Gottesdienstes bei.

Als Blumenfreund bearbeitete Pfarrer Schubert den Pfarrgarten vielfach selbst und pflanzte prächtige Rosensorten und Obstbäume an, die teilweise heute noch vorzufinden sind. Mit seinem ausgeprägten Schönheitssinn wollte er dem Dorf Vorbild sein und den Leuten Anregungen geben.

Augenfällig war, daß sich mit dem Amtsantritt des neuen Pfarrers das Verhältnis der deutschen Gemeinde zu den rumänischen Behörden schlagartig änderte. Die früheren

Pfarrer waren nicht in Rumänien geboren und beherrschten die Sprache des Landes mangelhaft oder überhaupt nicht. Pfarrer Schubert konnte nicht ohne weiteres als Ausländer übergangen werden. Er nahm am Wohl und Wehe der deutschen Gemeinde regen Anteil und fühlte sich als Haupt seiner Gläubigen. Immerhin umfaßte die deutsche Gemeinde 1200 Seelen; zur Pfarrei gehörten — mit den Filialen — insgesamt 1500 Katholiken. Als Pfarrer Schubert von den rumänischen Behörden zum ersten Mal eingeladen wurde, schenkten ihm die Anwesenden — Bürgermeister, Notar, rumänischer Pope und Schuldirektor — nur geringe Aufmerksamkeit. Schubert beschwerte sich sofort beim Präfekten von Constanța, da er in der Nichtachtung seiner Person eine Herabsetzung der deutschen Volksgruppe erblickte.

Seit der Gründung des Dorfes 1876 gab es eine feste Gottesdienstordnung für Sonn- und Feiertage: vormittags eine stille hl. Messe und ein Hochamt, am frühen Nachmittag eine Vesper. Der rumänische Schuldirektor verordnete nun, daß die Kinder ausgerechnet zur Zeit der Vesper in die Schule kommen sollten; das Fernbleiben wurde streng bestraft. Er sah von seiner Verfügung auch nicht nach dem heftigen Protest des deutschen Pfarrers ab. Schubert verfaßte daraufhin eine Klageschrift an den Präfekten von Constanța und ließ alle deutschen Familienväter unterschreiben. Als der Präfekt nach Karamurat kam, konnte der Pfarrer nicht sogleich zugegen sein; der rumänische Schuldirektor trumpfte auf und schimpfte über die Deutschen. Sehr schnell wurde dieses Zerrbild von Pfarrer Schubert korrigiert; in höflicher und ruhiger Form erklärte er, daß er gerne über Ausnahmen sprechen wolle, nur gegen Schikanen müsse er sich wehren. Daraufhin wurde der Schuldirektor scharf getadelt und gewarnt, nocheinmal Unfrieden zwischen den Volksgruppen zu säen. So sehr Pfarrer Schubert in der Seelsorgearbeit aufging, wollte er dennoch die Verbindung zur Außenwelt nicht verlieren. Er verlangte daher bei der ersten Unterredung mit dem Schulzen und den Pfarrräten der deutschen Gemeinde, daß er wenigstens einmal im Monat nach Constanța gefahren und es ihm auch ermöglicht werde, die anderen Priester der Dobrudscha zu besuchen. 25 km nordwärts lag das katholische deutsche Dorf Culelia und 100 km nördlicher Malcoci; südlich von Karamurat lagen die katholischen deutschen Gemeinden Palaz Mare (18 km), Techirgiol (41 km), Mangeapunar (heute: Costinești, 50 km) und Ali Anife Calfa (ca. 120 km). Auch mit den evangelischen deutschen Dörfern suchte er Kontakt zu pflegen und schlug es nicht ab, in Cogevalac eine Rede zu halten. Hätte er längere Zeit in Karamurat wirken können, so wäre es sicher zu einer engeren Zusammenarbeit zwischen katholischen und evangelischen Dobrudscha-Deutschen gekommen. Damit wäre die Grundlage für ein größeres Gewicht der Dobrudscha-Deutschen insgesamt und der katholischen Deutschen im speziellen geschaffen worden. Letztere besaßen nämlich nicht den gleichen Rückhalt wie ihre protestantischen Landsleute, welche



Pfarrer in Karamurat

auf die Unterstützung durch die Siebenbürger Sachsen vertrauen konnten. Welches Interesse Pfarrer Schubert dem Wohl seiner Gläubigen entgegenbrachte, bezeugt sein Aufsatz im „Jahrbuch des Reichsverbandes für die katholischen Auslandsdeutschen 1929/30“, Münster 1931, S. 243 ff.: „Die Isolierung der katholischen Deutschen in der Dobrukscha.“ Da er selbst nicht aus der Dobrukscha stammte, fielen ihm die ganz spezifischen Probleme der dortigen Deutschen viel deutlicher auf als den Betroffenen selbst, denen zum Teil mögliche Alternativen überhaupt nicht bewußt waren. Seine Situationsschilderung bezog sich auf die Verhältnisse zu Ende der 20er Jahre, auf die Zeit der Weltwirtschaftskrise. Sie sollte den „Reichsverband für die katholischen Auslandsdeutschen“, deren Vorsitzender der BVP-Politiker und Bamberger Domherr Prälat Leicht war, zu wirksamer Hilfe veranlassen. Tatsächlich blieben die kritischen Worte Schuberts nicht fruchtlos. Während einer eingehenden Schulinspektion anno 1940 in allen katholischen Gemeinden der Dobrukscha konnte ich mich davon überzeugen, daß die schulischen Verhältnisse wesentlich verbessert waren. Pfarrer Schubert schrieb über „Die Isolierung der katholischen Deutschen in der Dobrukscha:“ „Die deutschen Katholiken in der Dobrukscha leben in einer sich immer und immer wieder unangenehm bemerkbar machenden Isolierung. Sie leben im östlichen Zipfel des rumänischen Reiches ohne eigenen Abgeordneten und ohne führende Intelligenz aus dem Laienstande. Den Geistlichen deutscher Zunge ist es bei ihren geringen Einkommensverhältnissen nicht möglich, mit den deutschen Parlamentariern in Bukarest die in mancher Hinsicht so notwendige Fühlung aufrechtzuerhalten. Da ist es schließlich nicht zu verwundern, wenn das Los derer, die mehr oder weniger aus dem lebendigen Blutlauf ausgeschlossen sind, abgestimmt ist auf Kampf, Unsicherheit, Mutlosigkeit und endlich auf Untergang. Freilich ist die Lage nicht hoffnungslos und auch nicht notwendigerweise so bedrückend. Aber sie wird immer schlimmer werden, je länger die deutschen Katholiken in der Dobrukscha auf sich selbst angewiesen bleiben. Im übrigen ist auch die Lage der evangelischen Deutschen in der Dobrukscha um nicht vieles besser. Immerhin hat längere Schulung ihnen einen gewissen Vorsprung eingebracht.

## I.

Um die Isolierung der katholischen Deutschen in der Dobrukscha besser zu veranschaulichen, soll ein kurzer Überblick über diese Gemeinden und ihre Verkehrs- und Verbindungsmöglichkeiten folgen. Zentralpunkt — auch für eine Reihe von Seelsorgestationen — ist die Hafenstadt Konstanza, das alte Tomi. Während in früherer Zeit — die katholische Pfarrei wurde im Jahre 1860 gegründet — die deutschen Katholiken eine gewisse Bedeutung hatten, zumal die österreichischen Konsuls als Förderer ihrer Interessen auftraten, fallen sie heute nur noch wenig ins Gewicht. Die Kirche mit ihren vom Tiroler Stufleser geschnitzten Altären macht einen freundlichen Eindruck, während das Pfarrhaus, dessen Insasse, Dekan Bibiella, ein gebürtiger Oberschlesier ist, so recht von apostolischer Einfachheit zeugt. Wer hält es heute noch für möglich, daß Konstanza, ehe die Dobrukscha im Jahre 1878 von den Türken an Rumänien abgetreten werden mußte, kirchlich Trapezunt unterstand?

Die 7 km nordwestlich liegende, im Jahre 1909 begründete deutsche katholische Gemeinde Groß-Palaz mit etwa 230 Seelen wird seelsorglich von Konstanza aus betreut.

Von der Hafenstadt aus gelangt man südwärts in einer Entfernung von 16 km zu dem am gleichnamigen, durch seine Bromverbindungen und Salze berühmten See gelegenen Orte Techirghiol, wo sich seit 1907 eine seelsorglich ebenfalls zu Konstanz gehörende, jetzt 175 Seelen zählende deutsche katholische Gemeinde befindet. Wegen der Moorbäder, die in den Sommermonaten viele Kurgäste anziehen, verbindet seit drei Jahren eine Lokalbahn die Ortschaft mit der rumänischen Schwarzmeermetropole. Während der Badezeit herrscht ein reger Automobilverkehr.

Noch 10 km südlicher liegt eine weitere deutsche katholische Niederlassung nahe am Meere, Mangeapunar, in welcher sich eine Reihe deutscher Bauern im Jahre 1890 niederließen. Jede zweite Woche wird diese Filiale, die 320 Seelen zählt, vom Pfarrer von Konstanz besucht.

In nordwestlicher Richtung von der Hafenstadt liegt in einer Entfernung von 26 km die schönste und größte aller deutschen Niederlassungen in der Dobrudscha, nämlich Karamurat. Die Gemeinde umfaßt eine rumänische und eine türkische Siedlung, zu der im Jahre 1876 noch die räumlich getrennte, in sich geschlossene deutsche kam, deren Seelenzahl sich heute auf annähernd 1100 beläuft. Das Dorf mit seinem prächtigen Menschengeschlag, seiner herrlichen Kirche, seiner tiefreligiösen Bevölkerung, seinen schmucken Akazienalleen, seinen weißleuchtenden, blendend sauberen Häusern und Mauern ist ein wahres Schmuckkästlein und eine Perle deutschen Siedlerfleißes. Seit vier Jahren besteht Busverbindung nach Konstanz. Die Bahnstation Carol I., etwa 8 km westlich von Karamurat, wird mehr für Fahrten nach Bukarest und für Getreidetransporte benützt.

Wendet man sich von Karamurat weiter nach Nordwesten, so stößt man wiederum nach 26 km auf das deutsche katholische Pfarrdorf Culelia, dessen Einwohner ihren religiösen Verpflichtungen ebenfalls gewissenhaft nachkommen. Auch Culelia ist ein schmuckes Dorf, das im Jahre 1880 gegründet wurde und gegenwärtig 170 Deutsche zählt. Die Verbindung nach Konstanz bleibt auf zwei Kursautos beschränkt.

In einer Entfernung von 100 km nach Südwesten liegt die kleine Siedlung Ali Anife Kalfa, das deutsche Kalfa genannt. Sie zählt keine 100 Seelen.

Ganz im Norden der Dobrudscha, 120 km von Konstanz, liegt Tulcea, die Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts, die etwa 160 katholische Deutsche zählt, welche seit 1845 das deutsche Viertel bewohnen.

Die älteste katholische deutsche Siedlung in der Dobrudscha ist Malcoci, das 6 km südöstlich von Tulcea zu suchen ist. Die 1843 gegründete Kolonie umfaßt 870 Seelen. Ihre mächtige Kirche auf einer Anhöhe ist weithin sichtbar.

Auf dem Wasserwege erreicht man von Tulcea aus im Donaudelta Sulina, wo seit 1849 ständig deutsche Katholiken wohnen. Ihre Zahl war vor dem Kriege größer als heute, wo die Donaukommission fast gar keine deutschen oder österreichischen Beamten mehr aufweist. Immerhin rechnet man mit 100 deutschen Katholiken.

Zerstreut finden sich noch deutsche Katholiken in verschiedenen anderen Gemeinden, wie in Cogealia am Schwarzen Meer, in Caratai an der Linie Konstanz-Medgidia und auch in der Umgebung von Kalfa, Bazargik und Balcic. Alles in allem wohnen in der Dobrudscha etwa 760 deutsche katholische Familien mit 3500 Seelen, die sich auf 9 Ortschaften verteilen auf einer Gesamtlinie von 250 km.

Von der Isolierung dieser Ortschaften wird sich nur der einen rechten Begriff machen können, der die Straßen und Nebenwege kennt und die Transportautos gesehen hat oder gar mit ihnen gefahren ist. Aber nicht genug damit, daß die Lage der deutschen katholischen Dobrudschagemeinden einen engeren Zusammenschluß fast unmöglich macht, sind sie von den übrigen Stammesbrüdern in der Bukowina, im Banat und in Siebenbürgen, ja selbst von denen in Bessarabien derart weit entfernt, daß ein irgendwie geartetes Zusammengehen bisher nicht erreichbar war.

Wohl haben die katholischen Deutschen der Dobrudscha mit den übrigen Deutschen dieses Gebiets sich zu einem Volksverband zusammengeschlossen. Es handelt sich hierbei um etwa 1500 Familien mit 7100 Seelen, die entweder der evangelischen Kirche angehören oder Baptisten bzw. Adventisten sind. Freilich macht es die Isolation der einzelnen Gemeinden, die bei den nicht-katholischen Deutschen ebenso stark zutage tritt, der Leitung sehr schwer, den vollen Zusammenschluß zu erreichen.

## II.

Von grundlegender Bedeutung für die Erhaltung des Volkstums ist die Möglichkeit religiöser Betreuung. Trotz großer Schwierigkeiten waren die Katholiken insofern begünstigt, als nicht bloß die Städte Konstanza, Tulcea und Sulina immer ihren Pfarrer hatten, sondern auch eine Anzahl von Landgemeinden wie Karamurat, Malcoci, Culelia und Kalfa. Nur Palaß, Techirghiol und Mangeapunar waren bisher nicht imstande, einen Geistlichen zu erhalten. Wegen des Priester- und Geldmangels in der Erzdiözese Bukarest ist vorläufig an eine Besserung nicht zu denken. Daher sind die genannten Gemeinden der Pastoration des Pfarrers von Konstanza unterstellt. Waren und sind die Pfarrer der verschiedenen Gemeinden nicht immer Deutsche, so sprachen, predigten und unterrichteten sie doch immer deutsch, und zwar wenigstens seit dem Jahre 1878, als die Dobrudscha an Rumänien fiel. Die Kirchen von Karamurat, Malcoci und Kalfa machen einen sehr erfreulichen Eindruck, ebenso sind die steigenden Priester- und Ordensberufe aus der Reihe der Dobrudscha-Deutschen Lichtblicke.

Und doch macht sich auf kirchlichem Gebiet die Isolierung unangenehm bemerkbar. Die zuständige kirchliche Obrigkeit, deren Träger zeitweilig auch Deutsche waren, es sei nur erinnert an Bischof Zardetti aus Rorschach und Erzbischof Netzhammer, ein Badenser, hat immer für deutsche Pastoration gesorgt, konnte und kann aber nicht einseitig das Hauptaugenmerk auf das Deutschtum richten, wo ihm so viele anderssprachige Gläubige unterstellt sind. Unter den Katholiken der Dobrudscha finden sich Rumänen, Franzosen, Belgier, Italiener, Ungarn, Slowenen und Polen; Konstanza und Sulina zeigen dieses Völkergemisch im Kleinbild. Drei Dörfer — Cataloi, Greci und Jacobdeal — sind ganz italienisch; Cernavoda, das kirchlich zu Konstanza gehört, ist französisch-belgisch-italienisch. In den anderen Gemeinden ist es Sache des Pfarrers, für die Erhaltung des Deutschtums zu tun, was in seiner Macht liegt. Wie die Lage bisher war und auch heute noch ist, bleibt er nicht nur der Hüter des Glaubensgutes, sondern auch der Sprache und der Gesinnung. Die Gemeinden hingegen waren bisher ganz auf sich selber angewiesen, was die Erhaltung der Kirche, die Besoldung des Pfarrers und des „Sängers“ anbelangt. Das vor kurzem zwischen der rumänischen Regierung und dem Heiligen Stuhl abgeschlossene Kon-

kordat brachte nur eine leichte finanzielle Besserung insofern, als der Staat nur eine Zulage zur Besoldung der Geistlichkeit auswirft. Zuschußberechtigt sind allerdings nur Geistliche mit rumänischer Staatsangehörigkeit. Die Gemeinden bleiben weiterhin durch kirchliche Ausgaben schwer belastet.

### III.

Am entschiedensten und am schlimmsten wirkt sich unsere Isolierung auf dem Gebiete der Schule aus. Was nämlich heute an deutschem Unterricht geboten wird, ist nur ein unzureichender Notbedarf. Die Kinder müssen die rumänische Staatsschule besuchen und erhalten dann außerhalb des obligaten Schulprogrammes und der offiziellen Schulstunden von privat angestellten Lehrern oder vom Pfarrer deutschen Sprach- und Religionsunterricht. Karamurat und Culelia bilden insofern eine Ausnahme, als der Lehrer das Recht hat, eine Stunde deutsch zu unterrichten, wofür er vom Staate eine Vergütung erhält. Doch was kann ein Lehrer wohl in einer Tagesstunde bei vier Klassen erreichen?

Natürlich lassen sich unsere Deutschen ihre Sprache nicht nehmen, und es wird auch kein direkter Versuch unternommen, uns dieselbe zu rauben. Aber bei dieser Lage der Dinge war es unvermeidlich, daß ganze Dörfer ohne deutschen Unterricht geblieben sind, so daß die Kinder in diesen Dörfern kein deutsches Gebetbuch lesen und keinen deutschen Brief schreiben können. Eher vermögen sie rumänisch zu lesen und zu schreiben. Gerade die kleineren Dörfer können keinen Privatlehrer anstellen. Läge dies in ihren Kräften, dann wäre es, um auch der seelsorglichen Not abzuhelpfen, ratsamer, einen Pfarrer anzustellen, der dann auch den deutschen Unterricht übernehmen könnte.

Auch in anderer Weise machen sich die unzulänglichen Schulverhältnisse bemerkbar. Wenn auch die Kinder die Staatsschule besuchen, so ist doch der Bildungserfolg sehr gering, was ohne weiteres einleuchtet. Die kleinen Kinder kommen zur Schule und verstehen, da sie zu Hause nur Deutsch reden, kein Rumänisch. Mit den übrigen Kindern kommen sie nur auf dem Schulhofe zusammen. Der Unterricht geht also einige Zeit spurlos an ihnen vorüber, die Volksschulzeit überschreitet das normale Maß. Wäre der Gesamtunterricht deutsch, so bin ich fest überzeugt, daß die meisten Kinder die Volksschuljahre im normalen Zeitraume durchmachen würden und dabei auch richtig geschult die Schule verlassen könnten.

Freilich werden Theoretiker im Auslande auf das rumänische Schulgesetz hinweisen, wonach in Gemeinden, in denen 20% der Kinder einer anderen als der rumänischen Sprache angehören, in einer Statsschule mit der Sprache der Minderheit zu unterrichten sind mit vom Staate besoldeten Lehrkräften. Aber wenn der Staat seinen Verpflichtungen nicht nachkommt, dann bleibt nur ein anderer im Gesetz vorgesehener Ausweg: die Errichtung privater deutscher Schulen. Das Konkordat räumt der Kirche das Recht zur Gründung konfessioneller Schulen mit Öffentlichkeitsrecht ein. Aber es wäre den deutschen Katholiken in der Dobrudscha unmöglich, sie aus eigenen Mitteln zu erhalten. Es wäre hierzu eine Million Lei, etwa 25 000 bis 30 000 RM erforderlich, die aus eigener Kraft nicht aufzubringen sind. Trotzdem bleiben wir nicht müßig, und der Versuch, ein deutsches Schulhaus zu errichten, bestehend aus Schulzimmer, Kanzlei und Vorsaal, wurde in Palaz unternommen. Die Bewohner zeigen guten Willen, und es ist zu hoffen, daß sie vor Opfern

nicht zurückschrecken, wenn ein Lehrer anzustellen ist. Einfacher freilich wäre die Lösung, wenn die Regierung unter Achtung des von ihr geschaffenen Gesetzes die Frage der Minderheitenschulen zur Erledigung brächten. Wären wir zahlenmäßig stärker und nicht so sehr zerstreut, auch nicht so abgeschnitten von den anderen Deutschen, so könnten wir energischer und mit Nachdruck um die Erhaltung der bestehenden gesetzlichen Grundlage kämpfen.

#### IV.

Hiermit legen wir den Finger auf eine andere Wunde, auf unsere politische Isolierung. In der Politik spielen zahlenmäßige Stärke der Wähler und bewußte Führung die größte Rolle. Zahlenmäßig sind wir zu schwach, um etwas zu bedeuten. Dazu verteilen wir uns auf zwei Wahlzentren und sind in verschiedene Wahlbezirke zersplittert. Wir haben keine eigenen Politiker. Die Vertreter der deutschen Partei aus dem Banat, der Bukowina, Siebenbürgen und Bessarabien lassen uns völlig im Stich. Und doch wären sie unsere naturgemäße Stütze im Parlament.

Wiederholt ist der Versuch unternommen worden, wenigstens alle Deutschen in der Dobrudscha auf eine bestimmte Losung zu einigen. Aber Privatmeinungen und Privatinteressen rufen immer wieder Spaltungen hervor. Trotzdem hat es sich erwiesen, daß ein strammes Zusammenhalten aller Deutschen nicht erfolglos bleibt. Ihm verdanken wir, daß Kirchen und Schulen, welche keinen Ackerboden besaßen, je 5 ha zugewiesen erhielten, wenn auch die Realisierung noch zu wünschen übrig läßt.

So wie die Verhältnisse nun einmal liegen, wird es in der Regel nicht zu vermeiden sein, bei den Wahlen mit irgendeiner der nationalen Parteien oder Koalitionen zu gehen und deren Führern die deutschen Forderungen und Nöte ans Herz zu legen. Der Gedanke, sich mit den übrigen Minoritäten der Dobrudscha zu einem Minderheitsblock zusammenzuschließen, ist nicht ratsam. Auf weite Sicht hin muß die deutsche Partei in Rumänien auch uns erfassen; die deutschen Parlamentarier und Politiker müssen sich auch unser annehmen.

#### V.

Voraussetzung für eine lichtvollere Zukunft wäre die Hebung der wirtschaftlichen Lage. Der Deutsche hat im Vergleich zu den anderen in der Dobrudscha lebenden Volksgruppen schönere Häuser, sauberere Gehöfte, gepflegteres Vieh und rassigere Pferde. Verhältnismäßig bearbeitet er sogar zuviel Land. Und doch wirkt sich die Isolierung auch auf wirtschaftlichem Gebiet unfreundlich aus. Es fehlt an Fachleuten und Organisationen, die die Verhältnisse genau durchforschen, um mit Rat und Tat den Bauern zu Seite zu stehen. So kommt es zu unüberlegten Niederlassungen, die trotz größten Fleißes arm bleiben müssen.

Die Besitzenden sind auf sich selber angewiesen. Durch Lektüre läßt sich der Bauer bekanntlich kaum zur Umstellung seiner Wirtschaftsmethoden bewegen. Nun sind wir aber von den deutschen Bauern anderer Landesteile, die rationeller und moderner arbeiten, zu weit entfernt, als daß auch unsere Landwirte aus eigener Beobachtung lernen könnten. Das Fehlen einer intensiven Landwirtschaft hat zur Folge, daß bei schlechten Erntejahren Knappheit oder gar Not einziehen und zu Auswanderungen nach Übersee ermuntern. Es

bleibt fraglich, ob die Auswanderer in Amerika finden, was sie suchen; jedenfalls bewirken sie eine Schwächung unserer hiesigen Position.“

Durch diese Ausführungen bezeugt Pfarrer Schubert ein waches Interesse und umfassendes Engagement bezüglich *aller* Fragen, die sich seinen Gläubigen stellten, seien sie religiöser oder kultureller, wirtschaftlicher, politischer oder sozialer Natur. Er war in jeglicher Hinsicht ein guter Hirte seiner Herde. Das religiöse Leben war in Karamurat nahtlos in das Gesamtleben integriert. Das Wirken des Pfarrers blieb demnach nicht auf Kirche und Sakristei beschränkt.

Energisch wußte er es zu unterbinden, daß die jungen Burschen im Wirtshaus herumsaßen, übermäßig tranken und sich prügelten. Schulze und Gemeinderäte unterstützten den Pfarrer, die Jugend fühlte sich jedoch gegängelt und reagierte zunächst unfreundlich: Aus Protest stellten sie dem Pfarrer keinen Pfingstbaum auf, wie es bisher Brauch war. Paul Ruschewski, der Organist und Küster, holte aber mit anderen Männern das nach, was die Jugend bewußt vernachlässigt hatte, so daß der Friede gerettet war.

Ebenso versalzte Pfarrer Schubert den jungen Burschen den Schabernak, welchen sie aus Langeweile trieben, während sie am Hl. Grab zu Karfreitag Wache halten sollten. Alois Müller und andere, die sich über den jugendlichen Leichtsinn ärgerten, baten den neuen Pfarrer, die alte Sitte abzuschaffen. Schubert zögerte; er war überzeugt, daß sich das Unangenehme auch ohne Abschaffung der schönen Sitte beseitigen ließe. Er sprach mit den Burschen und beauftragte Julius Wisoschinski, einen Befürworter des Brauches, für Ordnung zu sorgen. Die Jungen gaben dem Pfarrer ihr Wort, und niemand hatte fernerhin etwas zu beanstanden. Schubert gewann nicht nur bei den älteren Gläubigen an Ansehen, sondern vor allem auch bei der Jugend, der das mutige und offene Auftreten des energischen Pfarrers imponierte.

Man rechnete es dem neuen Pfarrer hoch an, daß er medizinisches Wissen besaß und sich um die Kranken annahm. Markus Ruschewski vermutete: „Er mußte Medizin studiert haben, denn das planlose „Wie-Gott-will-Sterben“ hörte merklich auf.“ Er stellte vorläufige Diagnosen und erkannte akute Gefahren rechtzeitig.

Neben seiner Seelsorgearbeit lag Pfarrer Schubert vor allem daran, das kulturelle Niveau seiner Pfarrkinder zu heben. Mit dem Kirchenchor unter der Leitung seines Organisten Paul Ruschewski war er sehr zufrieden. Ohne Schwierigkeiten sang der Chor, dem nur ledige Mädchen und verheiratete Männer angehörten, vierstimmige lateinische Messen und deutsche Lieder, und zwar auswendig.

Pfarrer Schubert erweiterte die Pfarrbibliothek und warb für deren ausgiebige Benützung. Markus Ruschewski meint: „Man bekam von ihm immer zwei Bücher: ein unterhaltendes und ein erbauendes. Ersteres hat man dann meist gelesen. In dem erbauenden Buch standen doch auch übertriebene Dinge vom hl. Ignatius und anderen Heiligen, vom Fegefeuer und vom Jenseits . . .“ Pfarrer Schubert war über eine solche Haltung in gewissem Grade enttäuscht. Für die enge Welt der Bauern fehlte ihm wohl das letzte Verständnis, um das er sich jedoch stets bemühte. Gemeinde und Pfarrer liebten und achteten sich, kamen sich aber nie ganz nahe; sie sprachen verschiedene Sprachen.

Pfarrer Schubert konnte nicht begreifen, daß sich die Leute so wenig Zeit zur Bildung und Kultur nahmen, daß sie sich nicht einfallsreicher kleideten u. dgl. m. Die Gläubigen ver-

muteten möglicherweise hinter der gepflegten Erscheinung und tadellosen Kleidung, dem sicheren Auftreten und der gewählten Ausdrucksweise des Pfarrers Stolz. Sie brachten ihm daher nicht wie den Geistlichen vor und nach ihm landwirtschaftliche Produkte. Markus Ruschinski schreibt: „Zu den Leuten hatte er mehr Abstand als H. H. Overbeck. Predigen konnte er, nach unserer Auffassung, nicht. Wenn H. H. Overbeck auf der Kanzel stand, blieb kein Auge trocken, wie man so sagt. Oft kam es zu lautem Heulen bei den Frauen. H. H. Schubert jedoch zog ein hochwissenschaftliches Manuskript hervor, das er mehr oder weniger ablas; wenigstens kam es uns so vor.“

Wenn ihn auch alle Leute verehrten und bestaunten, so trauten sie sich doch nicht, ihm auf kindliche Art ihre Anliegen vorzutragen. Der Pfarrer spürte die Distanz, die er in Bukarest nie gekannt hatte, und litt darunter. Im Gefängnis hat mir der greise Bischof oft von Karamurat erzählt, deren Bewohner ihm mit all' ihren persönlichen Sorgen mehr ans Herz gewachsen waren, als man je hätte annehmen können. Bis zu seinem Tode war er stets daran interessiert, was aus seinen ehemaligen Pfarrkindern geworden ist. Er freute sich, zu hören, daß alle in Deutschland, Österreich und Amerika gut Wurzel gefaßt und sich emporgearbeitet haben.

Als Joseph Schubert 1931 Karamurat verließ, kam dessen Bewohnern erst richtig zum Bewußtsein, was sie mit dem Weggang ihres tüchtigen Pfarrers verlieren würden. Von Joseph Polgari, dem Pfarrer der benachbarten deutschen Gemeinde stammt folgender Bericht: „Schon gut drei Wochen ahnten die guten Karamurater Katholiken, daß ihr Pfarrer auf eine höhere Stelle in Bukarest berufen sei. Bewußt dessen, daß ihr Pfarrer mit großem Eifer, Liebe und Hingabe sowohl im Pfarr- und Schulwesen als auch in der Obliegenheit ihrer deutschen Volkskultur wirkte, wollten sie die Nachricht nicht wahrhaben. Bestürmungen mit Fragen kamen von allen Seiten; auch die in ihrer Pflicht etwas Nachlässigen, versprachen Änderung, nur sollte der Pfarrer bleiben. Es ließ sich aber nichts ausmachen; dem höheren Rufe mußte man folgen.“

Also begab sich die Gemeinde an die Abschiedsfeier. Der zahlreiche Sakramentenempfang war ein Zeichen des segensreichen Wirkens Joseph Schuberts in der Gemeinde. Sonntags, den 14. Juni 1931, hielt der von Bukarest gekommene Hochwürdige Herr Karl D'Andrèe eine an den Pfarrer Schubert in herzlichen Worten gerichtete Rede über dessen rege Tätigkeit. Tränen der Rührung und Dankbarkeit aus dem Volke bestätigten den Beifall zur Anerkennung der Verdienste ihres Pfarrers.

Diese Anhänglichkeit der Karamurater mußte sich auch äußerlich kundtun. Die Abfahrt war für den Montag, den 15. Juni drei Uhr nachmittags, bestimmt. Alt und Jung versammelten sich vor dem Pfarrhaus. Der Gemeindevorstand sprach dem Pfarrer zum letzten Mal den Dank der Gemeinde aus und übermittelte freundliche Grüße und die besten Wünsche für Schuberts künftiges Wirken. Vier weißgekleidete Schulmädchen versperrten dem Pfarrer mit einem aus bunten Blumen geflochtenen Kranz den Weg. Ein jedes von ihnen hatte ein an den Pfarrer gerichtetes Gedicht zu sagen und einen schönen Blumenstrauß zu überreichen. Als letzter grüßte ihn nochmals ein Schulknabe in wohlklingenden Worten. Der Kirchenchor sang ein herrliches Marienlied. Überirdische Stimmung bemächtigte sich aller. Dem Pfarrer fehlten die Worte; er sagte kurz entschlossen: „Gehen wir in die Kirche, um zu beten!“

Nachdem es in der Kirche stille geworden war, ermahnte Pfarrer Schubert seine Gläubigen, dem katholischen Glauben und der Kirche treu zu bleiben und an den schönen Gebräuchen festzuhalten. Er gab nochmals den priesterlichen Segen und schritt bei allseits grüßender Volksmenge zur Abfahrt. Um das Auto war der Blumenkranz gewunden worden; dermaßen geschmückt verließ Joseph Schubert Karamurat. Rechts und links ehrten noch die Salve-Schüsse den scheidenden Pfarrer mit letztem Gruß. Heil ihm, der in sechs Jahren segensreicher Wirksamkeit sich die Anhänglichkeit des Volkes erworben hat und Heil den braven Karamuratern, die sich ihren Glauben und ihre reinen Sitten bewahrt haben!“ (Joseph Polgari am 14. 6. 1931).

## Dompfarrer an der Kathedrale St. Joseph zu Bukarest

Nachdem der Dompfarrer an der Bukarester Kathedrale, Prälat Auner, einen Schlaganfall erlitten hatte, setzte Erzbischof Cisar Pfarrer Schubert am 29. April 1931 von seiner Absicht in Kenntnis, ihn an seine Kathedrale berufen zu wollen. Er stellte Schubert frei, den Termin seines Weggangs in Karamurat selbst festzusetzen. Das Angebot des Erzbischofs kam für Pfarrer Schubert überraschend. Er hatte sich in Karamurat mit aller Kraft seiner jungen Jahre eingearbeitet und wollte sein Werk nicht plötzlich abbrechen. Er hatte seine Gläubigen lieb gewonnen; seiner alten Mutter behagte die Landluft weit besser als das von harter Zeit gewohnte Großstadtpflaster. Andererseits war Schubert ein Stadtmensch und mit den Verhältnissen in Bukarest sehr gut vertraut. Er willigte daher ein, nach seinem Urlaub sein neues Amt in Bukarest anzutreten.

Am 20. Mai 1931 sandte ihm der Erzbischof das Ernennungsdekret mit einem Begleitschreiben, in welchem es heißt:

„Anbei übersende ich Ihnen das Ernennungsdekret zum Vize-Pfarrer an der Kathedrale St. Joseph in Bukarest, da ich dem guten Msgr. Auner nicht den Titel nehmen möchte. Msgr. Auner wird wohl nicht wieder amtieren können, und wenn die Kanonikatsrechte beim Staat endgültig geregelt sind, so werden Sie vollwertig auch im Titel zum Dompfarrer ernannt.“ Daneben erteilte der Erzbischof Anweisungen für die Installation des neuen Karamurater Pfarrers, Hochw. Herrn Karl D'Andrèe, am 13. Juni 1931.

Zwei Tage später traf Joseph Schubert in Bukarest ein. Hier fühlte er sich in seinem Element, unter seinesgleichen. Er frischte alte Bekanntschaften auf und knüpfte unzählige neue.

Mit Schwung und Tatkraft nahm er seine neue Aufgabe in der Millionstadt Bukarest in Angriff. Die ca. 100 000 Katholiken der rumänischen Hauptstadt waren zwei gleich großen Mammutpfarreien zugeordnet: der Dompfarrei und der Baratzie. Sie waren zur Hälfte ungarischer Herkunft; noch bevor die habsburgischen Lande Siebenbürgen, Banat und Buchenland an Rumänien gefallen waren, zog es viele Ungarn der besseren Verdienstmöglichkeiten halber nach Bukarest. Diese Anziehungskraft verstärkte sich nach der Vergrößerung Rumäniens. Die Deutschen waren mit 20 Prozent noch stärker als die 10 Prozent Rumänen. Den Rest bildeten Italiener, Franzosen, Belgier, Niederländer u. a. Schubert hatte somit keine homogene Gemeinde vor sich. Er mußte stets darauf bedacht sein, keine

Volksgruppe zu benachteiligen. Eine weitere Schwierigkeit bildete die weite Streuung der Gläubigen. Dieses Problem halfen verschiedene Kirchen zu lösen. Es existierte noch eine italienische Kirche, die ihren eigenen Geistlichen, Msgr. Anton Mantica, hatte, eine armenische Kirche mit Pater Klemens, die Friedhofskirche St. Theresia, die ungarische Kirche St. Helena sowie drei bis vier Peripheriekirchen. Außerdem lagen im Gebiet der Dompfarrei und der Baratzie die Klöster der Englischen Fräulein (aus Nymphenburg) St. Maria-Pitarmos, St. Joseph und St. Agnes sowie das Kloster nebst großer Kirche der Notre-Dame-Schwestern. Dem Krankenhaus der Vinzentinerinnen war eine Kapelle angeschlossen, ebenfalls dem französischen Kulturinstitut und den beiden Zentren der Sozialen Schwestern. Die Klöster Notre Dame, St. Maria und St. Joseph besaßen große Schulen für Mädchen (mit Internat), die Schulbrüder leiteten die höheren Schulen St. Joseph bei der Kathedrale und St. Andreas (mit Internat). In allen klösterlichen Niederlassungen wirkten ein oder mehrere Priester.

Seit Schuberts Amtsantritt in Bukarest wohnte ich mit ihm — zunächst als Student, seit 1937 als Theologieprofessor — unter einem Dach; die Dompfarrei befand sich nämlich im Priesterseminar. So konnte ich Joseph Schubert aus der Nähe als vorbildlichen Priester, selbstlosen Seelsorger, hervorragenden Organisator und treuen Freund kennenlernen. Obwohl Msgr. Auner die Dompfarrei tadellos geführt hatte, spürte man nun den neuen Geist, der mit Joseph Schubert eingezogen war. Über Schuberts Aktivität an der Kathedrale finde ich u. a., notiert:

1. Weiterführung der von Msgr. Auner begonnenen Restauration der Kathedrale: die innere und äußere Stärkung und die Sicherung des Fundaments wurden beendet (1 300 000 Lei).
2. Gesamterneuerung des Daches (184 000 Lei).
3. Umgestaltung und Erweiterung der Beleuchtung; Errichtung zweier beleuchteter Kreuze.
4. Installation einer Wasserleitung und Waschanlage in der Sakristei der Kathedrale.
5. Umstellung der Zentralheizung auf Öl (185 000 Lei).
6. Erwerb eines Baugrunds zur Errichtung einer kleinen Kirche im Stadtteil Grivita (200 000 Lei) . . .

Die Liste könnte lange fortgeführt werden. 75 neue Betstühle (17 000 Lei), ein silbernes Ciborium (7000 Lei), ein großer Altarteppich (24 000 Lei), ein Teppich für den erzbischöflichen Thron (7000 Lei), Paramente, Meßbücher und eine Weihnachtskrippe aus Düsseldorf (16 000 Lei) gehören ebenso dazu wie ein neuer Orgelmotor u. v. a.

Schuberts Eifer wurde anfangs durch verschiedene Umstände gebremst. Als Vizepfarrer war er an das Domkapitel gebunden, das die Pfarrechte innehatte. Dompropst war Kanonikus Julius Hering, ein herzensguter Mensch, aber stock-konservativ. Jeder Erneuerung wider setzte er sich mit dem ganzen Gewicht seiner Autorität. Der junge Vizepfarrer hatte also manchen Strauß mit dem Domkapitel auszufechten.

Sodann verursachte Schubert die erzbischöfliche Finanzwirtschaft ernste Kopfzerbrechen. Die Kathedrale und besonders der Friedhof brachten zwar sehr viel Geld ein, und Schubert verwaltete es perfekt. Die erzbischöfliche Finanzkammer unter der Leitung von Msgr. Traian Jovanelli hatte jedoch beständig nur rote Zahlen aufzuweisen. Jovanelli war

ein gebildeter und frommer Priester sowie ein erfolgreicher Seelsorger, besonders aber ein liebenswürdiger Mensch von geselligem Wesen. Gerade das liebte Erzbischof Cisar. Er überhäufte Javonelli mit kirchlichen Ehrungen, holte ihn ins Ordinariat und vertraute ihm die Finanzen und die Güter der Erzdiözese an. Erzbischof Netzhammer OSB war ein ausgezeichnete Ökonom gewesen und hatte durch Erwerb und Ausbau von Gütern die wirtschaftliche Lage der Erzdiözese auf gesunde Füße gestellt. Da Msgr. Jovanelli weder etwas von Finanzen verstand, noch in der Verwaltung der erzbischöflichen Güter eine glückliche Hand hatte, ging sehr vieles verloren. Nun sollte Joseph Schubert mit den Einnahmen der Dompfarrei der Erzdiözese aus den finanziellen Schwierigkeiten heraushelfen. Dieser wehrte sich verständlicherweise, erhielt jedoch von Erzbischof Cisar eine Verordnung, wonach er alle Reingewinne von Kathedrale und Friedhof an das Ordinariat abzuliefern hatte. Jovanelli wollte außerdem einen Prozentsatz der Antonius-Opfergelder an die erzbischöfliche Finanzkammer abzweigen. Das wußte Schubert energisch zu verhindern. In Rumänien wird der hl. Antonius von Padua als Helfer aus allen Nöten des Lebens von Katholiken, Orthodoxen und Juden sehr hoch verehrt; ihm wird der letzte Pfennig geopfert. Schubert ließ sich nicht davon abbringen, daß das Antoniusgeld ungeschmälert den Armen zufließt. So teilten Mitglieder des Elisabeth-Vereins jeden Dienstag an der Kathedrale den Bedürftigen der Stadt Brot und Lebensmittel aus und suchten arme Familien und Kranke in ihren Wohnungen auf.

Die härteste Nuß gab jedoch ein anderer Domkapitular zu knacken auf: Msgr. Ladislaus Zombory, der von seinem Bischof aus Alba Julia, Mailath, exkardiniert worden war, weil er ein unpriesterliches Leben geführt und an die Stelle seines Bischofs zu treten getrachtet hatte. Als persönlicher Freund König Karls II., durch Verleumdungen und Tatsachenverdrehungen gelang es ihm, sich in der Bukarester Erzdiözese einzuschleichen. Nicht genug damit, gewann er auch das Vertrauen des Erzbischofs, der Schmeicheleien zugänglich war und mit dem ihn seine hohe Bildung und gewandtes Wesen verband. Zombory versuchte, sich eine Hausmacht aufzubauen, indem er andere exkardinierte Priester aus Alba Julia von Erzbischof Cisar aufnehmen ließ, und bemühte sich die hohe Geistlichkeit Bukarests auszuschalten. So verhinderte er lange Zeit die Ernennung Schuberts zum selbständigen Pfarrer und zum Domkapitular. Über einige Kapläne, die unter seinem Einfluß standen, setzte er dem Vize-Pfarrer heftig zu. Auch an die Theologische Akademie wollte er seine Leute bringen. Dabei führte Zombory ein ausschweifendes Leben, das jeder kannte nur nicht der Erzbischof. Dieser begriff in seiner Gutmütigkeit nicht, daß Zombory ihn stürzen und seinen erzbischöflichen Stuhl besteigen wollte. Andeutungen Schuberts vermochten Cisar die Augen nicht zu öffnen. Und so wurde der Fall Zombory 1935/36 zum öffentlichen Skandal. Zombory flüchtete nach Amerika, wo er sich mit Empfehlungen des Bukarester Erzbischofs auswies, die er jedoch zuvor selbst verfaßt, mit dem erzbischöflichen Siegel versehen und sich von Cisar auf blanco unterzeichnen gelassen hatte. Er trat nun als Opfer der Eisernen Garde, der Legionäre, auf, als Held und Märtyrer der verfolgten katholischen Kirche.

Kurze Zeit nach der Flucht Zomborys bestätigte Papst Pius XI. Joseph Schubert als Domherr und Pfarrer der Kathedrale St. Joseph. Am 3. Juli 1941 wurde Domkapitular Schubert anlässlich seines 25jährigen Priesterjubiläums von Papst Pius XII. zum Päpstlichen Ge-

heimkämmerer ernannt. Die Gläubigen freuten sich über diese wohlverdiente Ehrung ihres Pfarrers, der trotz vieler Hemmnisse in 10 Jahren Vorbildliches geleistet hatte. Obwohl sein Vorgänger, Msgr. Auner, ein hervorragender Musiker und Komponist war, so erlebte doch der Chor der Kathedrale seine Glanzzeit unter der Ägide Schuberts mit dem Dirigenten und Komponisten Paschil und dem Organisten Slovig. Die Pontifikalämter zu Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Peter und Paul und am Königsfest waren stets Höhepunkte musikalischer Feierlichkeit ganz Bukarests. Die Mitwirkenden von Chor und Orchester, zum Teil Mitglieder der Staatsoper, wurden nicht bezahlt; sie hielten es als Ehrensache, im Cathedralchor mitwirken zu dürfen. Gesellige Abende und Ausflüge mit dem Dompfarrer boten einigermaßen Ersatz für Einsatzfreudigkeit und förderten das Zusammengehörigkeitsgefühl.

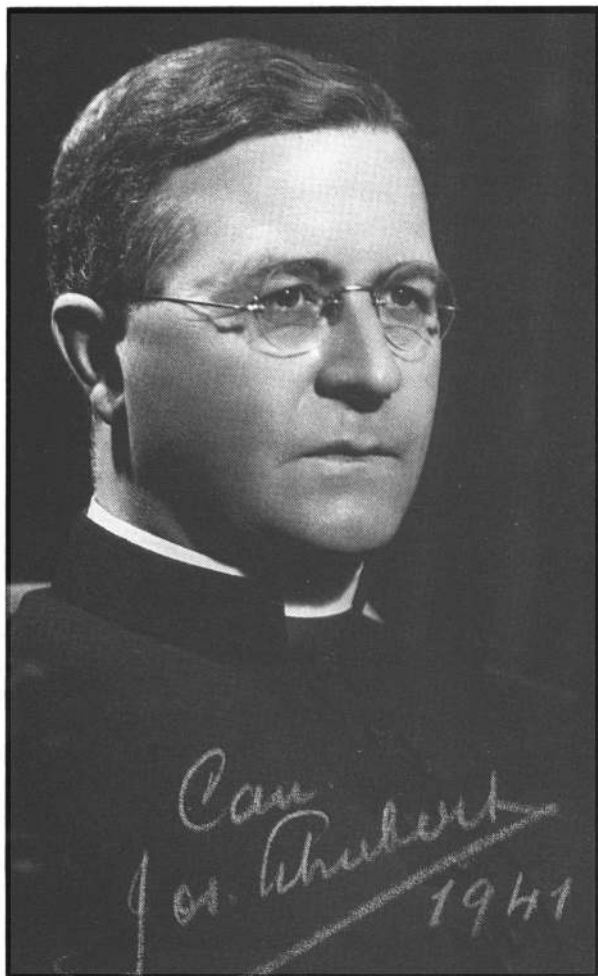
Sein langjähriger Kaplan Johannes Baltheiser schreibt: „Die Gottesdienste waren immer und in jeder Hinsicht auf der Höhe. Schubert scheute weder Mühen noch Auslagen, wenn es hieß, die Kirche in Ordnung zu halten und so zu gestalten, daß sie Gott würdig erschienen. Manche böse Mäuler argwöhnten, er halte die Gottesdienste aus persönlichem Stolz so feierlich. Das ist vollkommen falsch.“ Prof. Stefan Nenişescu bemerkt: „Er konnte nicht verstehen, daß einige Priester den Gottesdienst so schnell erledigten. Sowohl die Hochachtung vor Gott und der Liturgie — so meinte Schubert — als auch vor den Gläubigen müsse den Priester veranlassen, den Zeremonien volle Feierlichkeit zu gewähren, ohne zu übertreiben.“

Es war ein Hauptanliegen Schuberts, die zerstreut lebenden Gläubigen seiner Pfarrei seelsorglich optimal zu erfassen. Bukarest war weit ausgedehnt, und die Verkehrsmöglichkeiten ließen zu wünschen übrig. Die Pfarrkinder, die an der Peripherie der Hauptstadt wohnten, konnten daher die Gottesdienste in den verschiedenen kleineren Kirchen oder gar in der Kathedrale nur selten besuchen. So entschloß sich der Dompfarrer, selbst zu seinen Gläubigen in die entlegenen Stadtviertel hinauszuziehen. Er besprach die Angelegenheit mit dem Erzbischof und mit Studienpräfekt Johannes Müller und organisierte mehrere Seelsorgszentren, wo Religionsunterricht erteilt und Gottesdienste abgehalten werden sollten. Hochwürden Müller übernahm das Viertel Bucureşti-Noi. In kurzer Zeit entstanden eine Kapelle mit Gemeindehaus, wo sich die Katholiken dieses Stadtteils zu Gottesdienst, Katechese und Geselligkeit trafen.

In einem anderen Stadtteil, in Colentina, wurde 1936 eine kleine Kirche zu Ehren des hl. Antonius errichtet. Bis dahin hatte man einen Raum gemietet, und P. Otto Farrenkopf SJ betreute die in der Nähe wohnenden Katholiken. Seit 1939 wirkte der zweite Kaplan der Kathedrale, H. H. Matthias Pozar, mit großem Erfolg in Colentina. Als Jugendseelsorger wußte H. H. Pozar die Jugend, besonders die Studenten und Studentinnen, für die Seelsorge zu begeistern, so daß das katholische Gemeindeleben von hier aus einen starken Impuls empfing.

Die innerhalb der Dompfarrei liegenden Klöster halfen bei der Betreuung der Peripherie tüchtig mit.

Die weibliche Dorfjugend, die sehr zahlreich besonders aus Siebenbürgen nach Bukarest strömte, um sich im Haushalt u. ä. Geld zu verdienen, vertraute Schubert den Sozialen Schwestern an. P. Horvath hatte diese im Jahre 1930 aus Klausenburg/Siebenbürgen in



Msgr. Schubert als Dompfarrer an der Kathedrale zu Bukarest, 1941  
(mit Unterschrift)

die rumänische Hauptstadt gebracht, wo ihnen Schubert beim Nordbahnhof, Bukarests Hauptbahnhof, ein Heim mit einer Kapelle verschaffte. Die Sozialen Schwestern sollten den moralisch gefährdeten Mädchen — meist ungarischer Herkunft — zur Seite stehen und ihnen bei den verschiedenen Sorgen des Alltags behilflich sein. Es wurde also ein Stellungsvermittlungsbüro eingerichtet, ein Mädchenheim beim Nordbahnhof eröffnet und eine katholische Bahnhofsmision eingeführt.

Die Sozialen Schwestern versammelten die Dienstmädchen in deren Freizeit in ihren Zentren, brachten ihnen Nützliches bei, pflegten Geselligkeit und bereicherten ihr religiöses und allgemeines Wissen. Neben dem Mädchenschutz betraute der Dompfarrer die Sozialen Schwestern mit der Armenfürsorge und der Jugendkatechese. So wurden außer in Kirchen und Kapellen in mehreren Privathäusern regelmäßig Religionsunterricht erteilt. Schließlich war die Zahl der Seelsorgszentren auf zwölf und die Zahl der jeweils unterrichteten Kinder auf durchschnittlich 800 angewachsen. Höhepunkte bildeten alljährlich die gemeinsame Erstkommunion der Kinder in der Kathedrale und die gemeinsamen Veranstaltungen der Jugend aus den verschiedenen Zentren in Colentina. Nachdem die seelsorgliche Erfassung der Randgebiete einen derartigen Aufschwung nahm, rekrutierte Schubert aus dem Kreise der Lehrer eine Art Elite, die die Seelsorge straffte und koordinierte. Die Katecheterversammlungen fanden monatlich einmal, dann zweimal bei der Kathedrale statt, um die Arbeit zu besprechen und festzulegen. Veranstaltungen und Ausflüge mit Kindern wurden durchgeführt, Kinderchöre zusammengestellt, Einkehrtage abgehalten und die Familienfürsorge ausgebaut. Schwester Hildegard schreibt (25. 2. 1970): „Msgr. Schubert ging trotz seines zurückhaltenden Wesens und seiner Art, die einen immer zur Disziplin zwang, in der Fürsorge für die Jugend und die Armen ganz auf. . . Als Msgr. Schubert sein 25jähriges Priesterjubiläum feierte, wurde er am darauffolgenden Sonntag in der Kathedrale gefeiert; am Tage selbst wollte er aber in der Peripherie, unter seinen armen Vorstadtkindern weilen. Dort fühlte er sich am wohlsten. Er verbrachte den ganzen Tag in deren Kreis in ungezwungener, aufrichtiger Freude. Der Kinderchor sang, er selbst sorgte für die Bewirtung der Kinder und Armen. Überhaupt entging Msgr. Schubert nichts, was hilfsbedürftig erschien. Sein väterliches Auge entdeckte z. B. ein Mädchen, das ein wenig abseits stand. Er frug sie nach dem Grund, und als sie über Kopfschmerzen klagte, ließ er sofort Tabletten bringen, „damit die Kleine mitmachen kann.“ Bemerkte er während des Spiels oder des Religionsunterrichts zerissene Schuhe oder mangelhafte Kleidung, forderte er uns sofort auf, Abhilfe zu schaffen. Warme Kleidung und Schuhwerk der Kinder und Armen waren ihm selbstverständliches Anliegen und ernste Pflicht, die er nicht nur zu besonderen Gelegenheiten — wie Weihnachten, sondern während des ganzen Jahres erfüllte.“ Soweit Schwester Hildegard.

Auch den Frauen und Männern der Marianischen Kongregation wurden eigene Aufgaben innerhalb des Gemeindelebens zugewiesen, wobei der Schwerpunkt stets auf dem Fürsorge- und Bildungssektor lag. Die katholischen Kinder verkamen nicht und blieben ihrer Kirche erhalten. Man erkannte Begabung und ebnete den Weg zum Besuch der katholischen Schulen. Die Filialkirchen und Seelsorgszentren boten Jugendlichen und Erwachsenen einen festen Halt. Den Familien wurde ein sozialer Aufstieg ermöglicht. Damit gewannen die Katholiken an Gewicht und Ansehen; die Kirche wuchs und wurde kräftiger.



Msgr. Schubert, als Domkapitular

Dompfarrer Schubert förderte das katholische Vereinswesen, da er dessen Rolle für die Aktivierung des Gemeindelebens erkannte. Die Jesuitenpatres betreuten die Frauen, Msgr. Durcoviçi, der Rektor des Priesterseminars, die Männer. Am erfreulichsten florierten die Müttervereine, deren Mitgliederzahl rapide anstieg; der deutsche Mütterverein wurde von Prälat Pieger, der rumänische von den Kaplänen der Kathedrale und den Sozialen Schwestern geleitet.

Der Zweite Weltkrieg schlug tiefe Wunden. Die Kirche der Schmerzhaften Mutter und das Zentrum der sozialen Schwestern am Hauptbahnhof wurden durch Bomben zerstört. Diese materiellen Schäden ließen sich beheben; Kaplan Pozar errichtete mit Hilfe der Jugend aus den Trümmern in Bucurestii Noi eine Notkapelle. Weit schwieriger war, daß der Krieg einen fühlbaren Rückgang des Gemeindelebens bewirkte. Deutsche, Franzosen, Ungarn (Sekler) und Angehörige anderer Nationen verließen Bukarest. Rumänien hatte sich aus dem Kriegsgeschehen nicht heraushalten können. Nach der Kapitulation Frankreichs suchte England eine Annäherung an Rußland; es sicherte ihm eine führende Rolle auf dem Balkan zu. Stalin lehnte zwar ab, aber Hitler sah in dem Näherrücken Rußlands an das rumänische Erdöl den Versuch einer Erpressung. Am 21. Juli 1940 sprach er bereits von der Möglichkeit eines Zweifrontenkrieges gegen England *und* Rußland. Die Verstärkung der deutschen Truppen in Rumänien, der Beitritt Bulgariens zum Dreimächtepakt und die Erfolge der deutschen Truppen auf dem Balkan in der ersten Hälfte des Jahres 1941 verschärfen die Lage. Am 22. Juni 1941 begann der deutsche Angriff auf Rußland. Rumänien

(22. 6. 1941) und Ungarn (27. 6. 1941) schlossen sich an. Fortan war Rumänien auf Gedeih und Verderben von Hitler abhängig. Die Nachrichten von Gefallenen überstürzten sich, die wirtschaftliche Situation in der Heimat nahm katastrophale Züge an. Dem Ernst der Lage entsprechend hielt sich Msgr. Schubert zurück; die Gottesdienste wurden schlichter; das Wirken des Dompfarrers richtete sich ganz nach der Not der vom Kriege heimgesuchten Familien. Johann Baltheiser schreibt: „Je mehr der Krieg voranschritt, desto ernster wurde sein Blick, desto nachdenklicher sein Gesichtsausdruck. Er trauerte aufrichtig mit den Trauernden, er nahm Anteil an der Not seiner Gläubigen. Auch von seinen Mitarbeitern verlangte er ein priesterliches Herz, das sich in die Lage der Leidgeprüften hinein fühlt.“

Am 31. Januar 1943 mußte die in Stalingrad eingeschlossene 6. Armee unter Generalfeldmarschall Paulus kapitulieren. Im März und April 1944 eroberten die Russen die südliche Ukraine zurück. Die Rote Armee überschritt den Sereth und Pruth und trug damit den Kampf in rumänisches Gebiet hinein. Stalin hatte bereits auf der Konferenz zu Teheran im Dezember 1943 gegenüber Roosevelt und Churchill durchgesetzt, daß Südosteuropa außerhalb der strategischen Planungen der Briten und Amerikaner blieb. Dieser Raum wurde schon damals für den russischen Einfluß ausgespart. Als Rumänien am 23. August 1944 vor den Russen kapitulierte, war klar, wohin der Weg gehen würde. In Teheran war bereits eine Grundentscheidung für die Machtverhältnisse im Nachkriegs-europa gefallen. Die Rumänen mußten die Front wechseln und gegen die Deutschen, ihre bisherigen Verbündeten, kämpfen. Da das deutsche Militär in den Häusern bei der Kathedrale wichtige Dokumente gelagert hatte, griff es nach seinem Rückzug aus Rumänien diese Häuser an und zerstörte sie völlig. Durch die Detonationen erlitt auch die Kathedrale riesige Schäden; die Fenster mit den kostbaren Glasmalereien gingen allesamt verloren; das Dach konnte mit viel Mühe und Kostenaufwand repariert werden.

Mit dem Umschwung vom 23. August 1944 gelangten die Kommunisten unter der Protektion Moskaus zunehmend an die Macht. Damit begann ein neues Kapitel in der Geschichte Rumäniens, was jede Gruppe und jeder Einzelne, auch die Kirche und Dompfarrer Schubert, sehr bald zu spüren bekam. In der Nacht zum 15. Januar 1945 wurden die beiden Domkapläne Johannes Baltheiser und Matthias Pozar, Nichte und Neffe Msgr. Schuberts und hunderte junger Katholiken der Dompfarrei verhaftet, um nach Rußland verschleppt zu werden. Schubert unternahm alles, um seine Leute zu befreien, aber umsonst. Ein glückliches Geschick fügte es, daß beide Kapläne dem Transport entkommen konnten — mit ihnen freilich auch Schuberts ehemaliger apostierter Kaplan Johannes Gertel, der später zum Henker seiner früheren Mitbrüder wurde.

Bald begannen die Verhaftungen der Priester in großem Stil. Der Studienpräfekt und Friedhofskurat Dr. Johannes Florian Müller war der erste; der Kaplan von Popeşti, H. H. Vasile Begu, und Schuberts Kaplan Matthias Pozar folgten. Wieder warf Msgr. Schubert das ganze Gewicht seiner Autorität in die Waagschale, um die Befreiung der Priester zu erreichen.

Der Druck auf die Kirche nahm beständig zu. Professoren, Beamte und Selbständige, Arbeiter und Studenten wurden durch die Drohungen und den massiven Druck der Kommunisten eingeschüchtert. Die Schar um Domkapitular Schubert schmolz auf wenige Getreue zusammen; die beiden Kapläne der Kathedrale, die Schulbrüder und die Sozialen

Schwestern wichen nicht von der Seite Schuberts. Religionsunterricht konnte nur noch heimlich in Privathäusern in kleinen Gruppen abgehalten werden. Das gesamte katholische Vereinswesen und Gemeindeleben wurde erstickt.

Am 30. Dezember 1947 mußte König Michael I. auf den Thron verzichten und das Land verlassen. Mit einem Schlag füllten sich die Gefängnisse, da es galt, alle Etablierten der alten Ordnung politisch und gesellschaftlich auszuschalten. Die Macht der Geheimpolizei (Sekurität) wuchs ins Ungeheuer, jeder zitterte vor ihr. Im April 1948 wurden die Fabriken und größeren Landgüter verstaatlicht, im Juli die katholischen Schulen, Einrichtungen und Klöster. Die römisch-katholische Kirche wurde von fünf auf zwei Diözesen zusammengestrichen, das Konkordat mit dem Heiligen Stuhl einseitig gekündigt. Im Oktober 1948 wurde die Unierte Kirche (griech.-kath.) glattwegs aufgelöst und der orthodoxen Kirche einverleibt; die sechs unierten Bischöfe, viele Prälaten, Priester und Gläubige wurden verhaftet; die Kirchen und Pfarrhäuser wurden der orthodoxen Kirche übergeben, das Vermögen verstaatlicht.

Jeder Widerstand wurde unbarmherzig niedergewalzt.

## Steuermann einer verfolgten Kirche

Erzbischof Cisar reichte in Rom seine Demission ein; Rom nahm sie an. Der Bukarester Generalvikar, Barciowski, wollte nicht ins Gefängnis kommen und zog sich zurück. Die Bischöfe Anton Durcoviçi von Jassy und Aaron Márton von Alba-Julia, die einzigen vom Staat anerkannten Ordinarien, wurden im Juni 1949 inhaftiert.

In dieser trostlosen Lage richteten sich die Augen Roms und der rumänischen Katholiken auf den bekannten Dompfarrer Joseph Schubert. Nur eine starke, unerschrockene, gleichzeitig tiefgläubige Persönlichkeit konnte die katholische Kirche durch diese stürmische Zeit führen. Als der Apostolische Nuntius, Exzellenz O'Hara, Msgr. Schubert den Wunsch des Hl. Vaters mitteilte, war sich dieser der gewaltigen Bürde seiner neuen Aufgabe völlig bewußt: Der dornige Weg würde sicher ins Gefängnis, vielleicht zum gewaltsamen Tod führen. Dennoch sagte er im Vertrauen auf die Gnade Gottes: "Ja, non recuso laborem! Für Gott und seine Kirche scheue ich keine Mühe!" So wurde er am 24. Mai 1950 zum Apostolischen Administrator der Erzdiözese Bukarest ernannt und am 30. Juni ds. Jahres zum Bischof geweiht.

In der Tat war es höchste Zeit, für einen Ordinarius der Erzdiözese zu sorgen, denn schon wurden die Angestellten der Nuntiatur und verschiedene Personen aus der Umgebung des Nuntius verhaftet. Es wurde ein Prozeß gegen den Vertreter des Vatikans inszeniert und der Nuntius anfangs Juli 1950 aufgefordert, Rumänien binnen dreier Tage zu verlassen. Manche Geistliche gaben den Forderungen der kommunistischen Regierung nach und trugen somit zur Untergrabung der katholischen Haltung bei. Bischof Schubert und seine Getreuen wurden in diesem Wirrwarr zur Leuchte für die Gläubigen.

Die Unsicherheit wuchs von Tag zu Tag. Man sah sich von Spitzeln und Verrätern umgeben, die auch vor dem erzbischöflichen Palais nicht Halt machten. Einer davon war H. H. Andreas Horn, den sich Erzbischof Cisar noch vor seinem Rücktritt als persönlicher

Berater und als Professor an das Priesterseminar nach Bukarest geholt hatte. Horn ließ sich seinen Namen in „Despina“ ändern, um — wie er mir gestand — seine Vergangenheit zu vertuschen; er hatte nämlich mit der deutschen SS zusammengearbeitet. Nun wollte er unter den Kommunisten Karriere machen. Dazu war ihm jedes Mittel recht. Noch vor 1944 als Pfarrer von Rîmnic-Vîlcea hatte er über den jetzigen Patriarchen Justinian Marina, der damals orthodoxer Pfarrer in Rîmnic-Vîlcea war, mit den Kommunisten Verbindung aufgenommen. Ich selbst kannte Horn sehr gut, da er mein Studienkollege war; ich wußte, daß er keinen Glauben und auch keinen Charakter besaß. Horns Berufung nach Bukarest blieb mir daher unverständlich. Schubert machte den Erzbischof ebenfalls auf die Gefahr aufmerksam, erreichte jedoch nichts. Horn verstand Exzellenz Cisar zu schmeicheln, wie der gottlose Msgr. Zombory. Im erzbischöflichen Palais arbeitete Horn-Despina bereits eng mit der Sekurität zusammen und meldete alles, was er sah und vom Erzbischof und dessen Mitarbeiter erfahren konnte. Er brachte auch weitere Verräter ins Palais, so daß sich der Verräter-Ring immer fester um die aufrechten Kleriker schloß.

Im Mai 1950 erhielt Erzbischof Cisar Zwangswohnung in Orăştie/Siebenbürgen. Msgr. Schubert wurde nun mehr denn je auf Schritt und Tritt bespitzelt und schonungslos angegriffen. Er mußte sich ganz auf die Kathedrale und die Domkanzlei zurückziehen; selbst hier war Vorsicht geboten. Sein Kaplan Baltheiser berichtet: „Das schwere Kreuz drückte ihn sehr, und doch bangte er nicht so sehr um sich, sein Leben, seine Freiheit. Er faltete die Hände und quälte sich mit der Frage: Was geschieht mit dem armen Volk? Was fangen unsere Katholiken an, wenn sie von der wahren, rechtmäßigen Leitung abgeschnitten sind? . . . Bis zu seiner Verhaftung am 17. Febr. 1951 hatte er die Hölle auf Erden. Es gab für ihn keinen ruhigen Tag mehr. Trotzdem ließ er seiner Umgebung nichts von seinen Qualen und Sorgen anmerken. Nur seine Vertrauten konnten erahnen, was er in diesen Tagen, Wochen und Monaten durchmachte.“

An eine ordnungsgemäße Leitung der Erzdiözese war gar nicht zu denken. Bischof Schubert konnte seinen Priestern und Gläubigen lediglich durch seinen Mut, seine Standhaftigkeit und sein grenzenloses Gottvertrauen Vorbild und Ermutigung sein. Und das war zu jener Zeit sehr viel! Allein das Bewußtsein, daß der Bischof unbeirrt seinen Weg ging und diesen den Gläubigen aufwies, flößte diesen Hoffnung und innere Ruhe — soweit solche möglich war — ein. Solange in der Kathedrale die Lichter brannten, war ihnen Grund zur Zuversicht gegeben.

Das kommunistische Regime verweigerte Exzellenz Schubert nicht nur die Anerkennung als rechtmäßigen Bischof, sondern forderte ihn im November 1950 und im Januar 1951 auf, aus der Dompfarrei zu verschwinden. Seine Antwort war: „Der Papst hat mich zum Pfarrer der Kathedrale ernannt, nur der Papst kann mich dieses Amtes entheben.“ H. H. Andreas Horn-Despina konnte es kaum erwarten, Schubert als Dompfarrer abzulösen und ihm jedes bischöfliche Wirken zu vereiteln. Als sich Schubert immer mehr in die Enge getrieben sah, ließ er mich aus Predeal rufen, wo ich seit meiner Amtsenthebung als Hochschulprofessor 1948 Zwangswohnung hatte. Er erklärte mir, daß es der Wille des heiligen Stuhles sei, daß er zwei Nachfolger mit bischöflicher Jurisdiktion für die Erzdiözese Bukarest ernenne. Man habe auf Vorschlag des Nuntius an mich als Schuberts unmittelbaren Nachfolger gedacht. Als erste Reaktion sah ich das Los aller Bischöfe vor

mir: Verfolgung und Schmähung, Verhaftung und Tod. Dennoch erklärte ich mich nach kurzer Überlegung bereit, die verantwortungsvolle Bürde auf mich zu nehmen, im Bewußtsein, für die gerechte Sache der Glaubensfreiheit zu kämpfen. Bischof Schubert hieß mich niederknien und verlangte von mir den Schwur der Standhaftigkeit und Treue zu Gott und seiner Kirche. Darauf umarmte er mich in starker Bewegung und Rührung. Als sein Substitut sollte ich engen Kontakt mit ihm und seinen Kaplänen pflegen, zumal Kaplan Matthias Pozar zum zweiten Nachfolger ernannt worden war. Zum Schluß bat er mich, Erzbischof Cisar in seiner Zwangswohnung in Orăştie zu besuchen, um ihm finanzielle Hilfe zu bringen.

Da ich selbst in meiner Wohnung in Predeal auf Schritt und Tritt bespitzelt und verfolgt wurde, war ich in meiner Bewegungsfreiheit total beschränkt. Es gelang mir in den nächsten Wochen nicht mehr, nach Bukarest zu fahren, so daß ich Bischof Schubert bei meiner Ernennung zum Ordinarius Substitutus zum letzten Mal in der Freiheit gesehen habe.

## Hinter kommunistischen Gefängnismauern

In der Nacht zum 17. Februar 1951 wurde Bischof Schubert verhaftet. Drei Tage später durfte Msgr. Traian Jovanelli das Gefängnis verlassen. Er hatte die Qualen des Kerkers nicht aushalten können und gab daher den Verlockungen der Sekurität nach: Er übernahm im Auftrage des Staates die Leitung der Erzdiözese und zwar in strikter Folgsamkeit des Kommunistischen Regimes. Horn-Despina wurde Dompfarrer der Kathedrale St. Joseph. Die Laien in der Pfarr- und Bischofskanzlei standen ihm gehorsamst zu Diensten. Sie meldeten alles, was sie hörten und sahen; ihr Eifer im Denunzieren ließ nichts zu wünschen übrig, da sie ihr tägliches Brot nicht verlieren wollten.

In jener Zeit wurde auch der greise Bischof Pacha von Timișoara, sein Generalvikar Waltner, viele höhere Geistliche und Schwestern verhaftet.

Am 14. September fand ein groß angelegter Schauprozess gegen die verhafteten Kleriker statt. So mancher älterer Herr hatte sich einschüchtern lassen und unterschrieb, sie hätten Bischof Schubert Informationen des Vatikans bzw. solche, die an den Hl. Stuhl weitergeleitet werden sollten, übergeben. Bischof Schubert selbst hatte nichts unterschrieben, was nicht mit seinen Aussagen übereinstimmte. Man schlug und beschimpfte ihn, man spie ihm ins Gesicht; doch alles war umsonst. Er las in aller Gelassenheit durch, was ihm vorgelegt wurde, und wenn auch nur ein Wort von seinen Aussagen abwich, unterzeichnete er nicht. Auf die Angaben anderer hin wurde er also vor Gericht gestellt mit der Anklage, er habe sich durch Spionage zugunsten des Vatikans und des amerikanischen Imperialismus des Hochverrats schuldig gemacht. Durch die endlosen Verhöre und Folterungen zur Unkenntlichkeit entstellt, im Bewußtsein seiner Unschuld jedoch innerlich ungebeugt, stand er vor seinen Richtern. Er beleidigte niemanden, beharrte aber auf der Wahrheit und kämpfte um sein Recht. Der entmachtete und entrechtete Kirchenfürst focht indes gegen die Inhaber der Macht ohne Erfolg; diese bestimmten, was „wahr“ und „recht“ zu sein hatte, und sonst niemand. Die Zeitungen berichteten ausführlich über die Verhandlungen. Einige

mögen durch das scheinbar sinnlose Anrennen der Wahrheit gegen die Gewalt von der Aussichtslosigkeit jeden Widerstands gegen das neue Regime, von der resignierenden Meinung, daß das Gute in dieser Welt nicht siegen könne, überzeugt worden sein. Die Mehrzahl der Rumänen wird jedoch voll Respekt und Hochachtung den Kampf des Schwachen gegen den Starken mitverfolgt haben, die lebendige Veranschaulichung der Tatsache, daß sich der Geist nicht knebeln läßt, daß alle Finsternis dieser Welt nicht das Licht einer einzigen winzigen Kerze verdunkeln kann.

1960 erzählte mir Bischof Schubert im Gefängnis zu Dej: „Ich hoffte bis zuletzt, freigesprochen zu werden, da mir das Gericht keinen einzigen Anklagepunkt nachweisen konnte. Als ich dann den Antrag des Staatsanwalts hörte, der auf Todesstrafe lautete, glaubte ich, meinen Ohren nicht trauen zu können. Ich hatte die kommunistische Rechtsprechung zur Genüge kennengelernt, aber ich hatte sie eines solchen ungerechten Urteils doch nicht für fähig gehalten.“ Das Gericht wandelte den Vorschlag des Staatsanwaltes in eine zweimalig lebenslängliche schwere Kerkerhaft ab, weil Schubert 1.) geheim zum Bischof geweiht worden war, und weil er 2.) einen Priester geheim zum Bischof geweiht hatte.

Nach der Urteilsverkündung wurde Bischof Schubert bis zum 27. Dezember 1951 zu weiteren Verhören im Innenministerium zurückgehalten. Man wollte aus ihm etwaige Geständnisse entlocken oder Aussagen, auf Grund derer weitere Geistliche verhaftet werden konnten. Beides mißlang. Die Verurteilung Schuberts wurde nicht revidiert, obwohl man sich während der langen Verhöre von der völligen Integrität des Bischofs hätte überzeugen können.

Dieser nahm das Urteil gelassen hin, denn es bestärkte ihn in der Erkenntnis, daß er auf der richtigen Seite — derjenigen der Gerechtigkeit und Freiheit — stand. Ohne Bitterkeit ging er ins Gefängnis, da es ihn tröstete, dort „das bessere Rumänien“ anzutreffen. Quälender als Schikanen und Folterungen war für ihn die Frage nach der Richtigkeit seines Verhaltens als Bischof. Aus dieser Seelennot konnte ihn sein ehemaliger Kaplan Johannes Baltheiser retten, als er den Bischof nach siebenjähriger Haft in einer Zelle traf. Er konnte Schubert berichten, daß er einen Tag vor seiner Verhaftung, am 10. Mai 1951, aus Rom ein Schreiben von Kardinal Tardini mit folgendem Wortlaut erhalten habe: „Einige Stimmen wollen die Person des Msgr. Schubert diskreditieren. Die einzige von Rom anerkannte Haltung ist diejenige von Msgr. Schubert.“ Diese Nachricht wirkte auf Schubert wie eine Erlösung.

Am 27. Dezember 1951 wurde Exzellenz Schubert nach Sighetul-Marmației an die nördliche Grenze gegen Rußland gebracht. Dort befanden sich bereits die übrigen römisch- und griechisch-katholischen Bischöfe sowie die hohen Politiker und die Prominenz der vorkommunistischen Zeit. In einem kritischen Moment sollten sie schnell und sicher von den Sowjets übernommen werden können. Da die Verwaltung und Versorgung des Gefängnisses Schwierigkeiten machte, zog man die Geistlichen zur Mitarbeit heran. Die Arbeiten in der Küche leitete der Basilianer-Pater Dănilă Berinde, alle anderen der unierte Bischof Todea. Dieser erzählte mir 1957 im Gefängnis von Pitești, daß Schubert am tüchtigsten zugriff und keine Arbeit scheute.

Als er am 14. Oktober 1954 auf die Sekurität in Oradea gebracht wurde, machte er sich große Hoffnungen, entlassen zu werden. Zu seiner Enttäuschung erfuhr er, daß neue Ver-

haftungen von Klerikern und Nonnen erfolgt waren; man wollte erfahren, welche Informationen ihm die Verhafteten überbracht hätten, als er noch in Bukarest amtierte; er war ja als Erzbischof und Nuntius verhaftet worden. Da Schubert keine belastenden Aussagen machen konnte, holte man mich am 15. Dezember 1954 nach Oradea; ich hatte mich zuvor in der Sekurität Plevnei-Bukarest befunden. Als Schuberts erstem Nachfolger galt für mich dieselbe Anklage: Erzbischof von Bukarest und Nuntius von Rumänien gewesen zu sein. Und so trat man an mich mit dem gleichen Ansinnen, mir belastendes Material gegen die jüngst Verhafteten zu entlocken. Ohne es zu ahnen, waren wir somit vom 16. Dezember 1954 bis zum 30. Januar 1955 in derselben Sekurität zusammen.

In der Folgezeit lockerte das kommunistische Regime die Zügel. Der Willkür der Milizleute, Polizisten und Sicherheitsbeamten wurden Grenzen gesetzt. Als Bischof Schubert am 1. August 1955 aus der Sekurität ins Gefängnis von Oradea gebracht wurde, durfte er sogar eine Postkarte an seine Angehörigen schreiben. Außerdem durfte er erstmals mit einem Rechtsanwalt sprechen, lauter Anlässe, neuen Mut zu schöpfen.

Dann aber folgte 1956 die Revolution in Ungarn, und alle Hoffnungen auf eine Liberalisierung waren mit einem Schlag zunichte gemacht. Moskau piff seinen rumänischen Satelliten auf die strenge Parteilinie zurück; durch das Land wehte wieder Stalins frostiger Wind; die Gefängnisse quollen über. Bischof Schubert wurde am 3. November 1956 nach Aiud, dem berüchtigsten Gefängnis Rumäniens gebracht. Hier waren die Legionäre (Faschisten) eingekerkert, denen es unter den politisch Gefangenen zusammen mit den Geistlichen am dreckigsten erging. Auch diese Hölle mußte Schubert acht Monate lang auskosten.

Am 22. Juni 1957 wurde er wieder ins Innenministerium nach Bukarest gebracht. Man nahm an, daß er für den neuen Prozeß, der gegen die Kirche inszeniert werden sollte, und dem wiederum viele Priester, Nonnen und Laien zum Opfer fallen sollten, genügend „weich“ geworden sei. Auch mich wollte man für den Prozeß mürbe und gefügig machen, indem man mich im Gefängnis von Craiova in tiefste Einsamkeit versenkte. Über 15 Monate hindurch vegetierte ich streng isoliert und ohne jegliche Beschäftigung in einer Strafzelle, von wo aus ich das Fluchen und Schimpfen der gemeinen Verbrecher hören konnte. Die Rechnung des Innenministeriums ging nicht auf. Die Verhöre, die sich über zwei Monate hinzogen, zeigten nicht die gewünschten Ergebnisse. Und so wurde Schubert am 1. September 1957 ins Gefängnis von Piteşti gebracht und nicht mehr verhört.

Die Unterkunftsverhältnisse in Piteşti waren katastrophal. In einer Zelle von 2 auf 4 m, wo früher eine einzige Person inhaftiert wurde, mußten nunmehr zwölf und mehr Personen in sechs Betten hausen. Da jede Zelle nur ein winziges Fensterchen besaß, war die Luft äußerst schlecht; die Nahrung konnte nicht schwächer sein; von ärztlicher Betreuung war keine Rede. Was Wunder, daß die Tuberkulose umging und meist junge Leute hinwegraffte.

Im Mai 1960 wurden alle Häftlinge einer ärztlichen Untersuchung unterworfen: 90% waren total arbeitsunfähig, über 50% lungenkrank, viele davon mit offener Tbc. Das Fehlen jeglicher Hygiene und die vitaminarme, unzureichende Nahrung bewirkten eine Reihe anderer schwerer Krankheiten. In meiner Zelle war nur ein 22-jähriger Student, ein 50-jähriger Oberst und ich imstande, leichte Arbeiten zu verrichten; die übrigen neun

Zelleninsassen waren gänzlich arbeitsunfähig, sechs davon schwer tuberkulös und drei von anderen schweren Krankheiten befallen.

Dieser himmelschreiende Zustand hätte ein weiteres Ansteigen des Massensterbens bedeutet. Alle politischen Häftlinge wurden daher am 5. und 9. Juni 1960 von Pitești nach Dej transportiert, wo die Zellen geräumiger waren. Auch die Nahrung war kräftiger, die Behandlung blieb freilich weiterhin bestialisch; Prügel und schwere Zusatzstrafen gehörten zur Tagesordnung.

Im Oktober 1960 wurde ich in einen Raum gesteckt, in welchem mehrere Priester und Laien sowie fünf Bischöfe untergebracht waren; unter ihnen befand sich Bischof Joseph Schubert, der nunmehr 70 Jahre alt war, sich aber geistig und körperlich erstaunlich gut gehalten hatte. Es bedeutete für uns beide eine riesige Freude, uns nach 10 Jahren zum ersten Mal wieder sehen und sprechen zu können. Ich nahm im dritten Bett über Schubert Quartier. Von 5 h morgens bis 22h abends durfte man nicht auf den Betten liegen oder gar schlafen. Da der Raum für die vielen Häftlinge jedoch sehr eng war, durfte man sich auf die unteren Betten setzen.

Anfangs war es noch erlaubt, sich zu unterhalten, zusammen zu beten, an seine Mit-häftlinge eine Rede oder Predigt zu halten. Ende 1960 war es wieder so streng, daß Bischof Schubert, der vor dem Schlafengehen als Ältester den Segen gab, zu sieben Tagen schwerer Kerkerstrafe verurteilt wurde. Am 30. Dezember 1960 erschien um 5 h ein Milizmann in der Zelle: „Schubert Joseph, Menges Hieronymus und Crăciun Leo (ein Schulbruder), los!“ Jeder wußte sattsam, was das zu bedeuten hatte . . . Wir wurden in den Keller geführt; dort mußten wir in der Dunkelheit ein Papier unterschreiben. In der Kerkerzelle wurden uns schwere Ketten an die Füße geschmiedet. Warum? Erklärungen blieb man uns schuldig. Nun standen wir also in dem kalten Verließ — ein Fußboden aus Zement, und vier kahle, feuchte Wände. Von 5 h morgens bis 22 h abends durften wir uns nicht auf den Boden setzen, „um uns nicht zu erkälten.“ Gehen konnten wir nicht, da die Ringe der Fußketten nicht rund, sondern plattgedrückt waren; sie umschlossen die nackten Beine, da wir keine Strümpfe besaßen, und schnitten uns bei der geringsten Bewegung ins Fleisch. Zu Essen erhielten wir jeden dritten Tag, also zweimal in 7 Tagen, warmes Wasser gestand man uns täglich zu. So standen wir, ein Bild des Jammers, an die kalten Wände gelehnt von morgens bis abends. Sahen wir auch nicht aus wie Herkules, so glaube ich dennoch nicht, daß wir Trübsal geblasen hätten. Wir beteten viel zusammen, und Bischof Schubert wußte uns so blendend zu unterhalten, daß ich behaupten kann, selten so herzlich gelacht zu haben wie während jener siebentägigen Kerkerhaft. Um 22 Uhr wurden zwei eiserne Bettgestelle, natürlich ohne Strohsack, aber mit insgesamt drei Decken, in unser Verließ geschoben. Bischof Schubert streckte sich auf dem einen Drahtgitter aus, der Schulbruder und ich auf dem anderen. Gewiß lagen wir mit dem 7-kg-schweren Ketten höchst unbequem, konnten indes alle drei gut schlafen; wir waren ja keine „Anfänger“ mehr. Dem neuen Jahr sahen wir voll Gottvertrauen entgegen; schlechter konnte es schließlich nicht mehr kommen, eher besser. In der Nacht zu Neujahr sang ich im Schlaf das „Adeste fideles“, und der Schulbruder bestätigte mir, ich habe sogar einigermaßen korrekt gesungen. Nach fünf Tagen bemerkte ich, daß die Beine des Bischofs anschwellen und bluteten. Er erlitt Herzschwächen, hielt jedoch mit eisernem Willen durch. Sogar nachdem wir wieder

in unsere Gefängniszelle zurückkehren durften, klagte Schubert mit keinem Wort über die Grausamkeit der Kerkerstrafe.

Bei weiteren Gelegenheiten konnte ich wiederholt die Zähigkeit und Tapferkeit, die Standhaftigkeit und seelische Kraft Schuberts bewundern. So geriet der Bischof wegen mangelnder ärztlicher Pflege durch zwei große gefährliche Furunkel im Nacken in akute Lebensgefahr. Die Ärztin operierte ihn im letzten Augenblick unter den primitivsten Umständen, ohne den Patienten wenigstens örtlich zu betäuben. Hochwürden Pozar hielt den Kopf des Bischofs in seinen Händen; die Ärztin schnitt die beiden Furunkel kreuzweise auf und drückte sie aus. Bischof Schubert hielt sich mäuschenstill. Da sich Pozar zuvor infiziert und nunmehr selbst einen kleinen Furunkel an den rechten Ringfinger bekommen hatte, wurde auch er operiert. Doch er krümmte sich unter den Schmerzen, worauf ihm die Ärztin vorhielt: „Der Alte hat sich nicht gerührt, und du, junger Mensch, zappelst wie ein Fisch auf dem Trocken!“

Bischof Schubert war in der Tat groß im Leiden. Nie hörte ich ihn, über ein Leid oder ein ihm zugefügtes Unrecht klagen. Er blieb stets gelassen; sein unbegrenztes Gottvertrauen verlieh ihm Sicherheit und Souveränität.

Wurden die Zelleninsassen in einen neuen Raum gebracht, drängten sich alle vor, um einen möglichst guten Platz zu erobern. Schubert war mit jedem Platz zufrieden. Nie habe ich bemerkt, daß er beim Essen ein größeres Stück Maisbrot oder einen volleren Teller in Anspruch genommen hätte. Er blieb immer bescheiden, verlor bei Diskussionen nie die Nerven und war somit stets der Überlegene. Seine persönliche Autorität, die im Gefängnis auf kein Amt pochen konnte, sondern sich in den kleinen Dingen und Vorkommnissen des Alltags stets neu begründen mußte, sein ausgeprägter Gerechtigkeitssinn und seine Bescheidenheit brachten ihm Achtung und Hochschätzung ein.

Wurden Häftlinge, deren Strafe sich über 20 Jahre erstreckte, von einem Gefängnis zum anderen transportiert, mußten sie an Füßen Ketten tragen. Ich konnte meinen Unmut über diese schmerzhafteste Schikane zuweilen nicht unterdrücken. Schubert hingegen protestierte nie; er trug die schweren Ketten vielmehr mit dem gleichen Stolz wie das bischöfliche Ornat. In der Nachfolge Christi waren sie für ihn nichts Ungewöhnliches, eher etwas Selbstverständliches; denn er erinnerte sich an die Worte des Apostels Paulus: „Für das Evangelium trage ich ja meine Leiden, sogar Fesseln wie ein Missetäter. Aber Gottes Wort ist dadurch nicht gefesselt“ (2. Tim. 2, 9). Nur wer Joseph Schubert in tiefster Erniedrigung und Pein erlebte, erkannte, daß sein unbeugsamer Stolz nicht persönlicher Eitelkeit entsprang, sondern seinem unbegrenzten Gottvertrauen. Freud und Leid waren für ihn gleichermaßen von Gott geschickt; beides müsse der Mensch mit Haltung tragen, um ihm würdig zu werden.

Von 1952 bis 1960 war ich stets von den übrigen Priestern ferngehalten worden. Nun sollte ich die Priester und Bischöfe ausspionieren. Durch Denuntiationen sollte ich mir die Freiheit erkaufen und den Beweis liefern, daß ich des Vertrauens der Regierung würdig bin. Diese wollte mich nach Rom schicken, damit ich zum Bischof geweiht werde. Natürlich durfte ich von meinem Auftrag niemandem etwas sagen. Mir war elend zumute; als ich die Priesterzelle betrat und so viele edle Kollegen sah, kamen mir die Tränen. Bischof Schubert nahm mich beiseits und tröstete mich. Ihm und nur ihm vertraute ich das Vor-

haben der Regierung an. Durch seine ruhige Reaktion auf das unverschämte Ansinnen gewann ich selbst wieder innere Ruhe zurück; er wettete nicht wild gegen die Niederträchtigkeit der Kommunisten, seine Ratschläge waren wie immer ausgewogen und wohlbedacht. Er versprach, viel für mich beten zu wollen, damit ich weiterhin stark bleibe. Fortan wurde er mein, ich sein Beichtvater.

Am 23. Januar 1963 wurden wir allesamt ins Gefängnis von Gherla gebracht, und zwar die Geistlichen und einige „gefährliche“ Laien in die „Sarka“, d. h. in eine Art Kerker, wo wir vollkommen isoliert und in kleinen Zellen zusammengepfercht wurden. Zum Glück kam ich wieder mit Bischof Schubert zusammen, dessen Freund und Stütze ich sein durfte.

In Gherla erwartete uns eine strengere Behandlung und schlechteres Essen. Die knappen Lebensbedingungen wurden jedoch durch eine Vergünstigung aufgewogen: Wir erhielten gelegentlich eine Broschüre und die offizielle kommunistische Tageszeitung „Scînteia.“ Voll Heißhunger stürzten sich alle auf die Lektüre, die erste seit der Verhaftung. Man wollte einfach etwas Neues erfahren, um die Trennung von der Außenwelt nicht so schmerzhaft zu spüren und um das eigene Wissen zu bereichern. Natürlich konnte man bei den Diskussionen mit anderen Geistlichen, Gelehrten, Politikern und Studenten wahre Sternstunden wertvoller Erkenntnisse erleben, dann aber auch Durststrecken, wo man „im eigenen Fett schmorte“, wo die Haarspalterei und Sophisterie üppige Blüten trieb.

Da Bischof Schubert zunehmend magenleidend wurde — der todbringende Krebs kündigte sich bereits an — erhielt er leichtere Speisen. Stets ließ er mir etwas übrig, auch wenn ich mich noch so weigerte, von seiner Ration zu essen; sie war knapp genug bemessen, und das Essen gehörte zum Kostbarsten im Gefängnis.

Nach kurzer Zeit wechselten wir in ein anderes Gebäude des Gefängnisses über. Wegen seines Magenleidens kam Schubert in eine eigene Abteilung. Bis zu unserer Entlassung verloren wir uns aus den Augen. Voll Freude konnte ich jedoch dann und wann in Erfahrung bringen, daß der Bischof ungebrochen und standhaft blieb.

Universitätsprofessor Stefan Nenițescu, der sich zusammen mit Joseph Schubert und anderen Priestern im Zimmer der Unheilbaren befand, schreibt: „Msgr. Schubert lebte zurückhaltend und zwar nicht aus Kontaktarmut; er war wie ein gegenwärtiges Leuchten in der Stille. Tagsüber ging er mitunter von Bett zu Bett oder wurde selbst vom ein oder anderen Priester besucht. Das lenkte meine Aufmerksamkeit auf ihn. Ich wußte, daß es sich bei den Unterredungen um die Beichte handelte . . . Abends ging er an einigen Betten vorbei und gab den Priestern und manchen Laien, die auch ich schätzte, den Segen. Dann zog er sich zurück, betete und legte sich nieder — immer dieselbe strahlende Ruhe. Ich ließ ihn nicht mehr aus dem Auge. Erst durch Hochw. Baltheiser erfuhr ich, daß er Bischof war. Ich wollte ihm die Hand küssen, doch er zog sie zurück. Erst nachdem ich unter seiner Anleitung katholisch geworden war, erlaubte er es . . . Nun vereinigte uns der gemeinsame Glauben und das Vertrauen der Freundschaft, das mich in ihm den Beichtvater finden ließ . . .“ Der Universitätsprofessor hielt seinen Leidensgenossen nach dem Abendessen Vorträge über die aufgefundenen Texte von Qumran, über Dante, Thomas von Aquin u. a. War der Bischof anderer Meinung, brachte er seine Einwände vor. Nenițescu schreibt:

„Es gefiehl ihm die Fronten klar zu sehen, und das war es, was uns anfangs am meisten zusammenführte nebst einem absoluten Vertrauen, daß das Ende dessen, was wir im Gefängnis zusammen erlebten, nur gut sein konnte. Nicht blinder Optimismus war das, sondern jener Glaube, der auf der Vorsehung Gottes beruht . . . Es schien mir, daß er auch die Menschen aus dieser Sicht beurteilte, nicht im Sinne des Richtens, sondern des Abwägens. Und dieses Abwägen kam bei ihm aus dem Gehorsam hervor, den ich mehr mit dem Gefühl als mit dem Verstand fassen konnte.

Bei folgender Gelegenheit kam mir des Bischofs Gehorsam erstmals deutlich zu Bewußtsein: Ich hatte einen Gürtel verlangt, was mir auch vom Arzt zugebilligt wurde, nicht jedoch von der Verwaltung, da die Zahl für unseren Raum begrenzt war. Ein Krankenträger befahl Bischof Schubert, er solle mir seinen Gürtel abtreten. Ich wehrte mich dagegen, da ich wußte, daß Bischof Schubert den Gürtel unbedingt brauchte. Doch er brachte ihn mir persönlich an mein Bett. Alle Weigerungen, ihn anzunehmen, waren nutzlos. Msgr. Schubert wies einfach auf den Befehl hin. Nun gab ich mir Rechenschaft, daß ich ihn nie hatte protestieren oder klagen hören. Er nahm jede Demütigung mit der Hartnäckigkeit stolzer Würde hin. Der Gehorsam war ihm — das verstand ich nach und nach — Mittel für inneres Wachsen. Er war nicht darauf bedacht, bei seinen Handlungen gesehen oder für demütig gehalten zu werden; seine äußere Erscheinung war eher gepflegt und aufgeputzt. Auch das tat er aus Gehorsam, um seinen Rang und die Kirche Gottes zu ehren.“

## Zwangswohnung in Obertömösch

Ende 1963 munkelten die Gefangenen, daß alle politischen Häftlinge entlassen würden. Man spornete die Gefangenen an, sich möglichst regimiefreundlich zu erweisen, um auf baldige Entlassung hoffen zu können. Die Serben und wenige andere wurden bereits vor Weihnachten 1963 auf freien Fuß gesetzt. Ein weiterer Teil durfte das Gefängnis im April 1964 verlassen, die letzte Gruppe im Juli/August.

Am 30. Juli 1964 öffneten sich mir — als einem der letzten — am 4. August Bischof Schubert die Gefängnistore. Beiden wurde uns Timişul de Sus (Obertömösch) als Aufenthaltort zugewiesen. Die dort lebenden Englischen Fräulein versorgten uns, obwohl sie selbst bettelarm sind, und ließen uns im „Herrenhaus“, das drei Zimmer und Bad umfaßt, wohnen. In einem Zimmer wohnte der Hausgeistliche, der Franziskanerpater Petru Băcăuanu.

Im zweiten Zimmer wohnte ich mit einem ebenfalls aus dem Gefängnis entlassenen Franziskanerpater, H. H. Martin Mihoc. Das dritte und kleinste Zimmerchen erhielt Bischof Schubert. Wollte er sein Zimmer verlassen, mußte er durch unseres gehen; das Bad war wiederum nur über das Zimmerchen des Bischofs zu erreichen. Nie hatte ich bemerkt, daß es ihn gestört hätte, auch bei Nacht nicht, wenn man durch sein Zimmer ging. Es war ihm jedoch sehr peinlich, uns zu stören. Die Mahlzeiten nahmen wir gemeinsam im Zimmer von P. Băcăuanu ein.

Jeder Entlassene mußte sich sehr bald bei der Geheimpolizei melden. Bischof Schubert fuhr daher nach Kronstadt (Braşov), das 20 km nordwärts von Obertömösch liegt. Der



Msgr. Schubert in Obertömösch (Timişul de Sus) im Jahre 1966 zusammen mit dem Hausgeistlichen Sociu der Englischen Fräulein links die Kapelle, rechts das Haus der Englischen Fräulein

Aufforderung der Geheimpolizei, mit ihnen zusammenzuarbeiten, kam er nicht nach. Daher wurde ihm untersagt, fernerhin jegliche priesterliche oder bischöfliche Tätigkeit auszuüben. Er durfte nicht einmal die Hl. Messe in der Kapelle der Schwestern halten; Bischof Schubert zelebrierte also in einem Zimmer des Klosters.

Dennoch ließ er sich nicht entmutigen und hegte große Hoffnungen, daß sich die Regierung immer näher freiheitlichen Praktiken näherte. So reiste er, dem die Leitung der Erzdiözese anvertraut war, nach Bukarest und übernachtete im bischöflichen Palais. H. H. Franz Augustin, der „Führer“ der Erzdiözese Bukarest, verbot es ihm. Exzellenz Schubert gab ihm hierauf zu bedenken: „Hochwürden, ich spreche jetzt nicht als Ihr Vorgesetzter zu Ihnen, sondern als schlichter Christ. Ich habe Sie immer geschätzt und geachtet. Jetzt sage ich Ihnen: Denken Sie an Ihr Seelenheil!“ Augustin gab zwar nach, aber am nächsten Morgen wurde Schubert vor die Polizei zitiert und angeschrien: „Was suchst Du in Bukarest?“ Als der Bischof sich verteidigen wollte, hier sei seine Stelle, erwiderte man ihm: „Verlogenes Schwein! Du hast im Ordinariat nichts verloren! Fahre sofort nach Timişul de Sus zurück!“ Der Bischof gehorchte, war aber innerlich geknickt. Er erzählte mir alles haargenau und konnte nicht verstehen, daß sich Augustin dermaßen vergessen konnte; als junger Priester war er sein Kaplan an der Kathedrale, und Schubert war mit ihm zufrieden gewesen.

Bischof Schubert begann bald wieder, alte Bande mit Freunden und Gläubigen neu zu knüpfen. Schon zu Weihnachten 1964 erhielt er von der Familie seines Neffen Emil

Schubert aus Deutschland Besuch. Mit der Zeit häuften sich die Besuche, und sein Zimmerchen wurde ein Zentrum religiösen Lebens.

Als ich am 30. Juli 1965 Rumänien verließ, war Bischof Schubert sehr traurig. Ich war ihm alles, sein engster Vertrauter und Mitarbeiter, der Stab seines Alters. Ich war es, der für ihn die Verbindung zur Umwelt aufrecht hielt. So besuchte ich viele römisch- und griechisch-katholische Priester und Bischöfe, u. a. Exzellenz Aaron Márton von Alba-Julia, der mir erklärte: „Jurisdiktion in Bukarest hat nur Bischof Schubert.“

Bischof Schubert dachte nicht daran, Rumänien zu verlassen, obwohl keine Aussicht bestand, in naher Zukunft vom rumänischen Staat anerkannt zu werden. Er wollte, wenn er auch behindert war, inmitten seiner Gläubigen bleiben und ansonsten nichts ohne Zustimmung und Befürwortung Roms unternehmen.

Prof. Nenițescu, der den Bischof in Obertömosch oft besuchte, schreibt: „Für seinen Glauben und seine Kirche war er bereit zu leben und zu sterben. Er wollte im Lande bleiben, weil er hoffte, daß dadurch die Probleme der Kirche leichter gelöst würden. Als er aber erkannte, daß die Entwicklung einen verhängnisvollen Weg zu nehmen drohte, und Rom nach seiner Überzeugung nicht genügend informiert war, wollte er den Hl. Vater aufsuchen. Nur aus Gehorsam gegenüber der Kirche und seinem Gewissen verließ er Rumänien. Er sprach nicht viel darüber und ersuchte um Reiseerlaubnis.“

Hohe Persönlichkeiten der Kirche und Politik aus Deutschland, Frankreich, Österreich und der Schweiz bemühten sich, Excellenz Schubert die Ausreise aus Rumänien zu ermöglichen. Doch umsonst.

Im November 1968 besuchte ich Bischof Schubert in Obertömosch. Mit Freude stellte ich fest, daß er sich geistig und körperlich gänzlich auf der Höhe fühlte. Er fürchtete sich überhaupt nicht, mit mir zu sprechen; die Sekurität hatte ihn weiter streng im Auge behalten. Er erzählte mir vom Besuch Leo Waltermanns und anderer westlicher Journalisten, von Msgr. Cheli und Prof. Tocănel, die aus Rom zu ihm gekommen waren, sowie von seinem Verhältnis zum orthodoxen Patriarchen Justinian.

Msgr. Cheli hatte ihm folgende Lösung vorgeschlagen: Schubert werde von der rumänischen Regierung als Erzbischof von Bukarest akzeptiert, wenn die Verwaltung der Erzdiözese in den Händen von H. H. Augustin verbliebe. Schubert war nicht damit einverstanden, als Strohpuppe benützt zu werden; er wünschte eine klare Lösung, andernfalls könne man mit ihm nicht rechnen.

Im Vertrauen teilte er mir mit, daß ihm die Geheimpolizei Hoffnung gemacht habe, Rumänien verlassen zu dürfen. In Wirklichkeit war der Paß längst ausgestellt, wurde dem Bischof aber noch vorenthalten. Aus der Schweiz hatte er Briefe erhalten, die ihm das auf Grund einer Nachricht von Erzbischof Heim, dem Apostolischen Nuntius von Kopenhagen, mitteilten.

Ende November erhielt Schubert endlich den Paß, mußte aber gleichzeitig auf die rumänische Staatsangehörigkeit verzichten. Die Aufregung und die vielen Behördengänge setzten der Gesundheit des greisen Bischofs hart zu. Nachdem der Abflug auf den 10. Januar 1969 festgesetzt war, verließen ihn die Kräfte; seine Krankheit, die er in Obertömosch verborgen hatte, machte sich äußerst schmerzhaft bemerkbar. Frau Filitti schreibt über seine Krankheit: „Wann sie begonnen hat, wissen wir nicht, da er nie klagte. Doch hat

ihm der Besuch aus Rom von Msgr. Cheli und Prof. Tocănel sehr viel Aufregung verursacht. Auch der Besuch von Freunden aus der Schweiz in Constanța — Frau Heß war erkrankt — hat ihn sehr stark mitgenommen. Als er den Paß erhielt, mußte er wieder viele Wege machen, so daß es normal war, daß er schlecht aussah.“

In der Weihnachtsnacht feierte er für die wenigen Schwestern und einige Freunde in Obertömsch die Hl. Messe. Da er einen schmerzhaften Druck im Unterleib spürte, aß und trank er nichts, beteiligte sich jedoch fröhlich an der Gesellschaft. Am Silvesterabend sang er das Te Deum und hielt eine Danksagung für das verflossene Jahr. Hierauf mußte er sich erschöpft zu Bett legen. In sein Tagebuch schreibt er unter dem 31. Dezember 1968: „Ich habe Weihnachten gefeiert sowohl liturgisch als auch gesellschaftlich, so daß in meiner Seele die Sicherheit besteht: Die Verheißung der Erlösung durch die Menschwerdung unseres Herrn Jesus Christus vergewissert uns, daß unsere Vorbestimmung zu einem ewigen Leben so herrlich ist, daß nichts, was wir jetzt sind oder haben, uns auch nur einen Vorgeschmack oder ein Vorgefühl geben könnte von dem verkörperten Wesen in der unendlich verschiedenen und unendlich gotterfüllten Glückseligkeit. — Für das kommende Jahr — voll von Aufregungen und Opfer, aber auch von Erwartung und Freude — wollen wir die oben angedeutete Sicherheit bewahren, damit unser Leben gut geordnet bleibe.“

Als spät in der Nacht seine Nichte Maudi mit Mann und Töchterchen ankamen, stand er auf, um — wie er sich ausdrückte —, ihnen „den Spaß nicht zu verderben.“

Von diesem Zeitpunkt an spricht Schubert in seinem Tagebuch nur noch vom Leiden, so am 2. Januar 1969: „Zur Freude der Menschwerdung unseres Herrn Jesus Christus gehört auch das Leid. Beides schließt sich nicht aus, sondern bilden erst zusammen das Ganze. Die Freude und Herrlichkeit Gottes wurde hineingeboren in das Leid und Elend dieser Welt. Im Plane der göttlichen Vorsehung ist das Leid nichts Niederschmetterndes, sondern etwas Erlösendes. Christus leidet seit seiner Geburt, er leidet mit den Seinen, er leidet mit seinen Berufenen. Das geistliche Leben nimmt das Leid hin, wie es dasselbe antrifft, und überwindet es moralisch; es nimmt es an in Krankheit, Unglück, Verzicht und freiwilliger Abtötung. Ohne Opfergeist kann das geistliche Leben nicht gedeihen.

Das Leid widerspricht der Freude nicht, es ist kein Übel an sich, nur die Sünde ist ein Übel an sich. Jesus lebte uns vor, daß das Leid ein Quell des Verdienstes und Wachstums, des Glücks und der Freude ist. Auf Erden bewahrt uns das Leid vor der Sünde, hilft uns, die begangenen Sünden zu sühnen, überzeugt uns, das Leid der anderen zu erleichtern. Nur wer das Leid kennt, kennt auch die Freude; nur er vermag die Welt zu verstehen und die Ausbreitung unnötigen Leids zu verhindern.

Die Stärke, eine Gabe des Hl. Geistes, zeigt sich im Leid und vertreibt den Fatalismus und die Verzweiflung, so daß wir nicht empört fragen: Warum? Wenn wir uns dem Leiden Jesu anschließen und das Kreuz aus seiner Hand annehmen, wissen wir, daß wir nicht untergehen, sondern siegen werden. So bleibt wahr: In cruce salus!“

Am 6. Januar 1969 schrieb der Bischof eine ausgedehnte Betrachtung über das Leid nieder. Er unterschied zwischen dem Leid, das uns durch unsere Vergänglichkeit und Unzulänglichkeit auferlegt ist, und das wir auf dem Weg zur Vervollkommnung meistern müssen und dem Leid, das wir „durch die praktische Vernunft, Selbstbeherrschung, Erfahrung, Wissenschaft und Technik“ lindern bzw. beseitigen können.

Am 1. Januar 1969 wurde es Bischof Schubert, während er dem Hausgeistlichen H. H. Sociu bei der hl. Messe assistierte, übel. Erst am Abend kam eine Ärztin; sie stellte fälschlicherweise einen Herzinfarkt fest und verschrieb dem Bischof entsprechende Spritzen. Obwohl er unbedingt im Bett hätte bleiben müssen, verließ er am 6. Januar Obertömsch, da er ja für den 10. Januar das Flugbillet nach Zürich hatte. Der Abschied fiel ihm ebenso schwer wie den Englischen Fräulein und den Bekannten aus Obertömsch. Leider hatte der Zug nach Bukarest über zwei Stunden Verspätung, so daß der Schwerkranke im kalten Bahnhof von Predeal lange warten mußte. Seine Freunde, die ihn am Bukarester Hauptbahnhof erwarteten, erschrakten über sein von schwerer Krankheit gezeichnetes Aussehen. Er wohnte bei der Familie des ehemaligen Generals Filitti. Sofort bemühten sich einige Ärzte um ihn, stellten ein Elektrokardiogramm auf, das jedoch nicht eindeutig auf Herzinfarkt hindeutete, und verboten ihm die Abfahrt am 10. Januar. Bischof Schubert fügte sich: „Vielleicht läuft mein Abflug dem Willen Gottes zuwider.“ Die Abfahrt wurde um 14 Tage verschoben.

Die Ärzte hatten nur sein Herz untersucht, da sie annahmen, er würde im Westen geheilt werden, wenn nur sein Herz vorläufig durchhalte. Bischof Schubert stand jedoch furchtbare Schmerzen durch; nachts verlangte er stets mehrere Kissen, die er seitwärts an sich preßte, um die Schmerzen zu lindern. Er schlief wenig und durfte nur kurze Besuche gestatten. Sein Bruder Rudolf und einige Freunde kamen täglich vorbei; Prof. Neţescu las ihm Gedichte von Verlaine und Claudel vor; H. H. Dr. Josef Gonciu brachte ihm täglich die hl. Kommunion und sein früherer Kaplan Johannes Baltheiser verbrachte ganze zwei Tage an seinem Bett. Diese Liebe und Anhänglichkeit flößte dem Bischof Mut und Lebenskraft ein. Er sagte, die Verschiebung der Reise tue ihm gar nicht leid, denn so nehme er viele schöne Erinnerungen mit und das Gefühl, daß er in Bukarest wirklich zu Hause sei. Schon in Obertömsch hatten ihn viele Bischöfe und Priester aufgesucht, um ihm ihre Sorgen ans Herz zu legen. Er konnte es kaum noch erwarten, sie dem Hl. Vater weiterzugeben.

Am 24. Januar 1969 konnte Exzellenz Schubert Rumänien verlassen. Die Formalitäten am Flughafen wurden zuvorkommend erledigt, als man hörte, um wen es sich handelte. Mehrere Personen hatten sich versammelt, um den Bischof von der Wohnung des Generals Filitti zum Flugplatz Băneasa das Geleit zu geben oder um sich von Joseph Schubert zu verabschieden. Bevor er das Taxi bestieg, gab er den Anwesenden tiefbewegt den bischöflichen Segen.

Auf dem Flughafen erwarteten ihn wiederum zahlreiche Freunde und Gläubige; unter ihnen befanden sich Franz Augustin, der „Führer der Erzdiözese Bukarest“, Franz Zudor, der Pfarrer der Baratzie, und Dr. Josef Gonciu, ein guter Freund des Bischofs. Joseph Schubert sprach nur sehr wenig. Sein Gesicht war ernst und vom Schmerz gezeichnet. Seine Augen verrieten, was in ihm vorging; einerseits blickte er zurück auf all' die Jahre seines Wirkens in Rumänien, auf sein Leiden für die Freiheit der Kirche . . . War alles umsonst? Verließ er seine Gläubigen als Gescheiterter? Andererseits beseelte ihn weitere Tatenfreudigkeit; konnte er schon inmitten seiner Herde nicht wirken, wollte er wenigstens von Rom aus der Kirche Rumäniens helfen. Seine Hände zitterten stark, er sah um Jahre gealtert aus, doch er behielt Haltung und Würde. Angetan mit seinem geschmückten Talar bestieg er die

Stufen zum Flugzeug. Oben an der Tür wandte er sich nochmals bewegt um, grüßte seine Getreuen, seine Diözesanen, das ganze Land und erteilte feierlich den Segen. „Sie können sich vorstellen, welch' eindrucksvoller Moment das war, und wie großartig der Bischof in seiner langen Soutane aussah. Wir weinten alle, obwohl wir so sehr diesen Augenblick erwartet hatten. Der von Leid und Verfolgung gedemütigte stand gleichsam erhöht wie ein Sieger über uns. Seine stolze Zuversicht in die göttliche Vorsehung mußte seine Verfolger beschämen, uns aber erfüllte sie mit neuer Liebe zu Gott und seiner Kirche.“ So beschreibt eine Dame den Abschied Bischof Schuberts aus Bukarest.

## Im Westen

Bischof Schubert kam am 24. Januar um 18.50 Uhr auf dem Flughafen Zürich an. Sein Studienkamerad P. Mugglin SJ, Fr. Maria Wyrsh, Herr Heß, Vikar Peter Wittwer mit seiner Mutter und ich erwarteten ihn und hießen ihn herzlich willkommen. Schubert sah froh und glücklich aus. Sein Auftreten war sicher und elegant wie eh und je und ließ seine Krankheit vergessen. Das Wiedersehen mit alten Freunden und mit der geliebten Schweiz, dem Land seiner Jugend, weckten die Lebensgeister des Bischofs; er sah direkt unternehmungsfreudig aus. Sofort telefonierte er nach Bukarest, um seine Ankunft mitzuteilen und allen nochmals seinen Dank und Segen zu übermitteln.

Auf meine Frage, ob er noch einige Zeit in der Schweiz verbleiben oder sofort mit mir nach München kommen wolle, antwortete der Bischof energisch: „Ich muß sofort nach Rom zum Hl. Vater! Ich muß über die Kirche in Rumänien berichten! Bischof Aaron Márton hat mir gesagt, daß Verhandlungen zwischen Rumänien und dem Vatikan im Gange sind. Ich muß verhindern, daß schwere Fehler begangen werden.“ Ich bemühte mich, den Bischof zu überreden, dennoch zuerst nach Deutschland zu kommen, um seine Papiere in Ordnung zu bringen.

Schubert nahm in der Dreikönigs-Pfarrei Quartier. Am nächsten Tag waren zum Mittagessen auch Weihbischof Buchkemper aus Aachen und Hochwürden Richard Spieß, der aus Bukarest stammt, zugegen. Schubert war wider Erwarten ruhig und nachdenklich. Rom und der Hl. Vater interessierten ihn; ihretwegen war er gekommen; er wünschte nichts lieber als möglichst schnell in die Ewige Stadt zu fahren.

Nachmittags fuhren wir nach Zug und Luzern, wo Schubert seinen früheren Kollegen und jetzigen Probst Dr. Josef Beck begrüßen konnte; zusammen mit ihm war er 1917/18 an der Franziskanerkirche Vikar gewesen. Dr. Beck lud seinen alten Freund ein, seinen Lebensabend in seiner Propstei zu verbringen.

Auf der Fahrt durch die Schweiz wurden 1000 Jugenderinnerungen in Schubert wach. Alle Ortschaften und Berge waren ihm noch bekannt. An alle Einzelheiten knüpften sich Erlebnisse, die er mit sprühender Begeisterung schilderte. Ich scherzte: „Was der Hl. Vater von Indien behauptete, können Sie von der Schweiz sagen: I leave my heart in Switzerland!“ er erwiderte, daß dem auch tatsächlich so sei.

Der Bischof verfolgte am Sonntag, dem 26. Januar, sämtliche Hl. Messen in der Züricher Dreikönigskirche mit großem Interesse; so die gänzlich in deutscher Sprache gelesene Messe um 7 Uhr und jene in schweizerischer Mundart um 1/210 Uhr. Die Lieder zu letzterer

wurden mit Gitarren begleitet und in der Art des Jazz vorgetragen. Für den Bischof, der selbst den schweizerischen Dialekt beherrschte, war das ein Hochgenuß. Vor allem freute er sich, daß die Kirche bei allen Gottesdiensten sehr gut besucht war.

Inzwischen wurde ich immer ungeduldiger und drängte auf eine klare Entscheidung. Ein Arzt sollte untersuchen, ob der Bischof die Autofahrt bis München durchstehen könnte. Nachdem ein positiver ärztlicher Befund zustande gekommen war, fuhren wir am 28. Januar, einem warmen herrlichen Tag, über Winterthur, St. Gallen und Bregenz nach München. Wiederum wußte der Bischof viel von seinen früheren Erlebnissen zu erzählen. Als ich jedoch weitergehende Zukunftspläne anschnitt, erhielt ich die Antwort: „Ich muß zuerst nach Rom! Von der Audienz beim Hl. Vater hängt alles ab. Einstweilen kann ich mich auf nichts anderes festlegen.“ Besuche in Bonn, Köln und anderen Orten sollten daher zurückgestellt werden. Am 31. Januar 1969 schrieb er in sein Tagebuch: „... ich kämpfe und wiederhole immer: Ich bin aus höherem Pflichtgefühl aus Rumänien weggefahren, nicht um Wohlstand etc. zu suchen ... Ich hoffe!“

Beim Dunkelwerden langten wir in München an. Eben rollte der Berufsverkehr durch die Straßen. Bischof Schubert war das aus Rumänien nicht gewohnt und wunderte sich sehr über die Masse der Autos, die breiten Straßen und die mächtigen neuen Häuser. Ebenso beeindruckte ihn meine Wohnung, wo er zunächst bleiben sollte, damit ich seine Formalitäten schneller erledigen helfen konnte. Da ich bei mir noch Nichte und Neffen hatte, überließ ich ihm mein Arbeits- und Schlafzimmer, was er auf keinen Fall annehmen wollte. Später notierte er: „Ich bin von Menges weggegangen, weil er mir sein Zimmer, das zugleich Schlaf- und Arbeitszimmer ist, zur Verfügung gestellt hat. Da Nichte und Neffe bei ihm sind, schlief er im Speisezimmer.“

Am 30. Januar 1969 brachte ich den Bischof zu den Englischen Fräulein in Berg am Laim, wo ein Zimmerchen für ihn vorbereitet war. Die Oberin versprach, ein weiteres Zimmer zur Verfügung stellen zu wollen. Schubert selbst war vollkommen zufrieden. In seinem Tagebuch beschreibt er sein neues Domizil und fragte am Schluß: „Was kann man sich noch wünschen?“ Die Liebe und Freundlichkeit, mit der ihm die Schwestern begegnen, hält er allerdings für unecht und übertrieben; er beantwortet sie mit Kälte.

Am 30. Januar 1969 waren wir zusammen bei Kardinal Döpfner. Bischof Schubert führte dem Kardinal die Lage der römisch- und griechisch-katholischen Kirche in Rumänien klar vor Augen. Auch über die orthodoxe Kirche sprach er und riet dem Kardinal von seinem geplanten Besuch in Rumänien ab. Daraufhin sagte der Kardinal zu mir, der ich seinen Besuch vorbereiten sollte, daß er unter den gegebenen Verhältnissen von seinem Vorhaben Abstand nehmen werde.

Der Kardinal war sichtlich beeindruckt von der ehrwürdigen Erscheinung und dem klaren Urteilsvermögen des Bischofs. Er empfahl ihm, möglichst bald nach Rom zu reisen, um den Hl. Vater zu instruieren; er selbst wolle ein Empfehlungsschreiben an Msgr. Casaroli mitgeben, um eine baldige Audienz beim Hl. Vater zu ermöglichen. Schließlich überreichte der Kardinal seinem Mitbruder im bischöflichen Amte das wertvolle Brustkreuz und den Ring Kardinal Faulhabers und fügte einen ansehnlichen Geldbetrag bei. Bischof Schubert war von der Liebenswürdigkeit und dem Interesse des Kardinals überwältigt.

Am 3. Februar hatte ich neben Bischof Schubert den „Speckpater“ Werenfried van Straaten

sowie Hochwürden Dr. Fábián bei mir zu Gast. Bischof Schubert freute sich sehr über die Begegnung mit dem in der verfolgten Kirche hochberühmten „Speckpater,“ dessen Opfersinn er als die Verwirklichung wahren Christentums bezeichnete. Es wurde bestimmt, daß ich Bischof Schubert nach Rom begleiten sollte; P. Werenfried wollte die Reisekosten übernehmen.

Am 5. Februar konnte Schubert triumphierend in sein Tagebuch schreiben: „Ich habe den deutschen Paß für alle Länder, d. h. einschließlich Rumäniens, erhalten!“

Ich wollte noch am selben Tag nach Rom abfliegen, doch Seine Exzellenz schmiedete plötzlich andere Pläne. Er wollte zuerst in der Schweiz noch einige Besuche abstaten, die ihm sehr am Herzen lagen. Er scheint geahnt zu haben, daß mit seiner Mission in Rom sein Leben zu Ende gehen würde.

So flogen wir am 6. Februar nach Zürich und besuchten von dort aus andere Orte. Im Pfarrhaus der Franziskanerkirche zu Luzern fanden wir auf einer Wandtafel alle Geistlichen verzeichnet, die an der Kirche gewirkt hatten. Bischof Schubert hatte großen Spaß über den selbstbewußten Eingriff in die Vorsehung Gottes, als er hinter seinem Namen las: „Im Jahre 1960 als Märtyrer in Rumänien gestorben.“

Am Mittag des 8. Februar 1969 erreichten wir Rom. Auf meine Vorbereitung hin konnten wir noch am selben Tag mit Msgr. Csertö, dem Promotor iustitiae des Hl. Offiziums, und mit P. Hugo Márton von der Ostpriesterhilfe sprechen. Msgr. Csertö übernahm Kardinal Döpfners Empfehlungsbrief an Msgr. Casaroli und versprach, uns Audienz bei den Kardinalen Ottaviani und Seper zu vermitteln.

Am 9. Februar, einem Sonntag, gingen wir in den Petersdom – ein ergreifendes Erlebnis für einen Bischof der leidenden Kirche, hier der in Marmor und Gold versinnbildlichten triumphierenden Kirche zu begegnen.

Anschließend statteten wir dem rumänischen Bischof für die Auslandsrumänen, Exzellenz Vasile Cristea, und Msgr. Carnațiu, der die rumänischen Interessen im Staatssekretariat des Hl. Stuhles vertritt, einen Besuch ab. Vier Stunden lang berichtete Bischof Schubert über die Lage der unierten Kirche in Rumänien. Msgr. Carnațiu lud uns für den nächsten Tag ins Staatssekretariat ein, um mit Exzellenz Casaroli und Msgr. Cheli zu sprechen.

Der an Pünktlichkeit und Anstand gewöhnte Bischof schaute fortwährend auf die Uhr, da er auf Erzbischof Casaroli etwas warten mußte, zumal für 11 Uhr eine Audienz bei Kardinal Ottaviani vereinbart war. Casaroli indes empfing den Bischof als guter Diplomat außerordentlich liebenswürdig und hörte Schubert ruhig zu. Dessen gerader und offener Charakter kannte nur den Weg der klaren Wahrheit; sein Bericht war kurz und bündig, seine Bitte um eine Audienz beim Hl. Vater eindeutig. Ansonsten dachte er voll Ungeduld an Kardinal Ottaviani, den er nicht allzu lange warten lassen wollte.

Ottaviani freute sich ehrlich über unseren Besuch. Bischof Schubert überbrachte ihm die Huldigungen und Sympathien der rumänischen Gläubigen, die den streitbaren Kirchenfürsten wegen seiner Unerschrockenheit und Standhaftigkeit allesamt liebten und bewunderten. Diese Anerkennung durch die leidende Kirche bedeutete dem Kardinal wohl einige Befriedigung, vermochte jedoch seine Resignation nicht gänzlich verscheuchen.

Bevor wir in der Propaganda Fidei mit den Professoren und Seminaristen zu Mittag aßen, besuchten wir kurz Msgr. Octavian Bârlea, der seit 1968 die rumänische Abteilung von



Msgr. Schubert in der „Propaganda Fidei“, 10. Februar 1969 - rechts ein Theologiestudent, links der Verfasser

Radio Vatikan leitet. Nachmittags verfaßten wir auf Wunsch von Msgr. Cheli ein in italienischer Sprache gehaltenes Schriftstück für den Hl. Vater. Bischof Schubert legte hierin klar, warum er Rumänien verlassen habe, und wie sich die gegenwärtige Situation der kath. Kirche in Rumänien darstelle. Neben der Schilderung der Zustände in der Diözese Bukarest, wo durch das Fehlen religiöser Literatur, des Religionsunterrichts und würdiger Priester das religiöse Leben zu ersticken droht, galt sein Augenmerk der Lage der griechisch-katholischen Kirche: Man möge die Unierte Kirche nicht übergehen, die Opfer und Leiden der Bischöfe, Priester und Laien sowie das Elend der Pfarrfamilien nicht vergessen. Die Unierten hingen mit Treue und Begeisterung an Rom. „Es wäre ein Unglück, ein Schlag nicht nur für die Unierten, wenn man bei einem eventuellen Kontakt die griechisch-katholische Kirche zugunsten des kommunistischen Regimes oder der orthodoxen Kirche überginge. Die unierten Bischöfe, Priester und Gläubigen würden sich von der eigenen Kirche verleugnet fühlen, auf die sie alles Vertrauen setzen und für die sie aufrichtige Gefühle hegen. Sie bitten unter Tränen, daß ihnen dieser Schmerz erspart bleibe.“

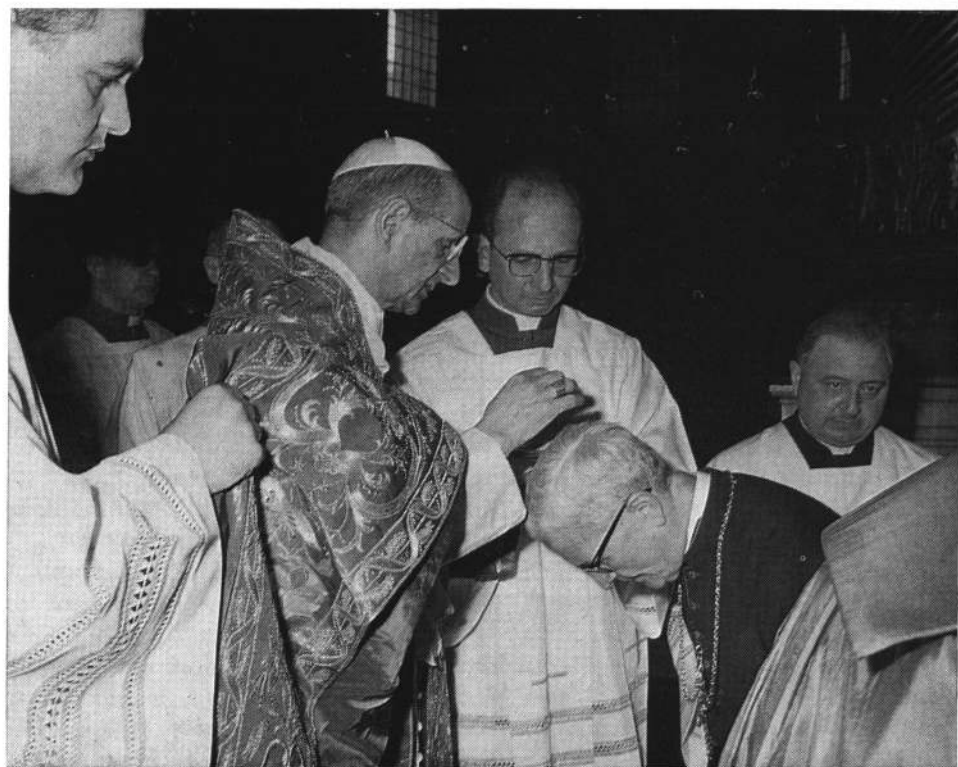
Am nächsten Tag, dem 11. Februar, überreichten wir den Bericht Msgr. Cheli, der ihn sogleich durchlas. Er empfahl Bischof Schubert sich solange auszuruhen, bis er ihn abholen werde; ich könne nach München zurückkehren.

Bischof Schubert war sehr unglücklich; keinesfalls sollte ich ihn allein lassen. Er schrieb in

sein Tagebuch: „Sicher muß ich verstehen, Geduld zu haben, aber ein „riposo“ (Ausruhen), wie Msgr. Cheli es haben will, liegt mir gar nicht. Woher soll ich die Ruhe nehmen? Woher soll die notwendige Entspannung meiner Nerven kommen? Heute war ich den ganzen Nachmittag in meinem Innern zusammengekrümmt, um nicht zu sagen: mißgestimmt, vielleicht irgendwie bedrückt.“ Und der große Kunstkenner und -liebhaber fügte hinzu: „Ich bin unter diesen Umständen überhaupt nicht aufgelegt, Kunstwerke und Altertümer zu sehen und Museen zu besuchen.“

P. Werenfried, mit dem wir uns am 13. Februar trafen, beruhigte den Bischof und machte ihm Mut. Der Nuntius von Kopenhagen, Erzbischof Heim, sandte Schubert Empfehlungsschreiben an Msgr. Bellini und Msgr. Casaroli, die ich sofort weiterleitete. Exzellenz Heim fügte seinem Schreiben, das Schubert am 15. Februar erhielt, hinzu: „Nun möchte ich Sie, lieber Herr Bischof, herzlich bitten, keine für Rumänien unangenehme Interviews zu geben...“ Diese Empfehlung war indessen überflüssig, denn Joseph Schubert hat sich nie unfair über die rumänische Regierung geäußert. Er wußte ja, daß hinter den Ungerechtigkeiten gegenüber der katholischen Kirche Rumäniens in erster Linie Moskau

Bischof Schubert empfängt bei der Generalaudienz von Papst Paul VI. das Aschenkreuz.





Generalaudienz im Petersdom am 19. Februar 1969

stand. Er tat alles, um das Verhältnis zwischen der katholischen Kirche und der rumänischen Regierung zu entspannen.

Am Sonntag, dem 16. Februar, besuchten wir nach dem Pontifikalamt im Petersdom Kardinal Slipyi, der zusammen mit Bischof Schubert in Innsbruck studiert hatte und nun in Rom die Interessen der Ukrainer vertritt; er ist sehr aktiv, aber auch sehr vorsichtig. Mit ihm sowie nachmittags mit Prof. Peter Tocănel, sprachen wir über Probleme der Kirche unter kommunistischer Herrschaft. Tags darauf empfing uns Kardinal Seper, der sein waches Interesse für die Belange der Kirche in Rumänien unter Beweis stellte. Sein ruhiges, wohlwollendes Wesen übte einen ermutigenden Einfluß auf Bischof Schubert aus. Er notiert in seinem Tagebuch: „Die Aussprache zog sich lange hin. Kardinal Seper war sehr verständnisvoll und in allem mit mir einverstanden, besonders was die griechisch-katholische Kirche in Rumänien betrifft.“ Der Kardinal versprach, sich beim Papst für Schubert einzusetzen.

Zu Mittag speisten wir mit Msgr. Csertő, den Schubert in seinem Tagebuch als „sehr sympathischen, sehr liebenswürdigen Ungar“ beschreibt.

Am 19. Februar, dem Aschermittwoch, nahmen wir an einer Generalaudienz im Petersdom teil. P. Boreatti hatte uns in letzter Minute Sonderkarten bei dem Palastpräfekten Nassalli

Mario di Rocca Consilieri besorgt. Um 11 Uhr erschien der Hl. Vater unter Applaus das Volk grüßend, weihte die Asche und ließ sie sich von einem Kardinal auflegen. Darauf teilte er sie an die Bischöfe, die Dompönitenziare und 20 Laien aus. Der Domphotograph hielt in sieben Aufnahmen die Momente fest, als der Papst unserem Bischof Schubert die Asche aufstreuete und ihn umarmte sowie als sie zusammen das Credo sangen. Das sind die letzten Aufnahmen, die wir von Joseph Schubert besitzen. Man kann ihnen eine gewisse Symbolik nicht absprechen. Zeigen sie doch den Vertreter der leidenden Kirche als Büßenden und doch inmitten des jubelnden Petersdoms, im Zentrum der Kirche Stehenden. Erwies sich doch die herzliche Begrüßung durch den Papst als das Ziel und den Schlußpunkt seines mühevollen Lebensweges.

Anhand der Liste hatte der Papst die Bischöfe und Pilgergruppen begrüßt. Zum Schluß wandte er sich an Bischof Schubert. Er erkannte ihn sofort, schon daran, daß er nicht wie die übrigen Bischöfe einen violetten Mantel trug. Er begrüßte ihn herzlich und würdigte seine Person und sein Wirken. Tief bewegt gestand er: „Wir wissen, was Sie gelitten haben und schätzen es zutiefst!“ Nach dem Segen unterhielt sich Paul VI. bevorzugt mit Joseph Schubert, der ihn um eine Privataudienz bat. Bald darauf teilte mir ein hoher Beamter mit: „Am Samstag werden Sie mit Ihrem Bischof in Privataudienz empfangen“. Bischof Schubert notierte in glücklichem Überschwang seiner Gefühle: „Heute – Aschermittwoch und Tag der Generalaudienz – bescherte mir der Himmel drei Überraschungen:

Wir gingen zur Generalaudienz des Hl. Vaters in die Peterskirche. Ein Mönch, der früher in Rumänien war, vermittelte, daß ich in der Reihe der Bischöfe saß und vom Papst besonders begrüßt wurde. Beim Segen stand ich auf der Empore des Papstes unter dem Baldachin des päpstlichen Altares.

Danach stieg der Hl. Vater von den Altarstufen hinunter, um die Bischöfe und Pilger zu begrüßen; ich bat ihn, mich in Privataudienz empfangen zu wollen. Sofort wurde Prälat Menges und ich verständigt, daß wir am Samstag empfangen werden. Das war die zweite Überraschung.

Die dritte Überraschung konnte sich zwar mit den beiden vorhergegangenen nicht messen, kam mir in meiner schlechten wirtschaftlichen Lage dennoch nicht ungelegen: Ich wurde verständigt, daß ich finanzielle Hilfe erhalten werde.

Gerade an diesem Tage habe ich eine Novene zu Ehren der Mutter Gottes beendet.“

Nach der Generalaudienz führte uns P. Boreatti durch den Petersdom, erklärte uns all' seine Schätze und ging mit uns durch die Vatikanischen Gärten.

Am 20. und 21. Februar waren wir beschäftigt mit der Abschrift meiner früheren Berichte zur Lage der katholischen Kirche in Rumänien, die dem Hl. Vater persönlich überreicht werden sollten. Am 21. Februar rief mich Msgr. Cheli an und teilte mir mit, daß Bischof Schubert am Samstag beim Hl. Vater eingeladen sei. Ein päpstlicher Beamter brachte die schriftliche Einladung. Bischof Schubert bestand energisch darauf, daß ich ihn begleite.

An diesem Tage brechen seine Notizen leider ab. Mit dem Besuch beim Papst war seine Mission ja erfüllt.

## Papstaudienz

Am Tage der Audienz beim Hl. Vater, am 22. Februar 1969, bemächtigte sich große Nervosität und Aufregung des Bischofs. Die Sorge um die korrekte Erfüllung seiner Aufgabe, um eine möglichst objektive Berichterstattung machten ihn unruhig.

Wir gingen zeitig von zu Hause los, um vor der Audienz im Petersdom beten zu können. Gott sollte unser Bemühen für das Wohl und die Freiheit der katholischen Kirche Rumäniens segnen.

Als wir den Weg zur porta del bronzo die Peterskirche verließen, stießen wir — gleich einem Fingerzeig Gottes — auf eine größere Gruppe von Rumänen, zwei Familien aus dem rumänischen Banat, die über Rom nach Amerika auswanderten.

An der porta del bronzo und im Damasushof wurden wir feierlich begrüßt. Im ersten Saal wurde ich freilich zurückgehalten, da auf der Einladungskarte nur der Name Schuberts vermerkt war.

Um 12.10 Uhr umarmte der Hl. Vater Bischof Schubert und hieß ihn herzlich willkommen. Auf dessen Veranlassung ließ mich der Papst sofort durch einen Sekretär holen. Er begrüßte mich ebenfalls sehr herzlich, dankte mir, daß ich Bischof Schubert bisher so hilfreich zur Seite gestanden sei und bat mich, das weiterhin zu tun. Ich sollte ausfindig machen, wie Schuberts Zukunft am besten gestaltet werden könne. Sodann dankte mir der Papst für meine Berichte über die katholische Kirche in Rumänien; er beauftragte mich, auch fernerhin Sorge für die rumänische Kirche zu tragen und in dieser Angelegenheit mit dem Hl. Stuhl in Verbindung zu bleiben, damit Rom mithelfen könne. Während unserer Unterredung lag einer der Schwerpunkte auf Fragen der Unierten Kirche Rumäniens. Bischof Schubert setzte den Hl. Vater in ausführlicher und klarer Weise ins Bild; er sprach über die unierten Bischöfe, Priester und Gläubigen, über ihre Treue zu Rom, aber auch über ihre Angst, von Rom aufgegeben zu werden. Da wandte sich der Hl. Vater zu mir und versicherte mir, daß das nie geschehen werde. Er befürchte, daß durch die jetzigen Kontaktaufnahmen den Unierten Schmerz und Leid zugefügt werde; der Hl. Stuhl wolle jedoch die Kontakte mit der rumänischen Regierung nicht unter Preisgabe der griechisch-katholischen Kirche Rumäniens knüpfen. Er bat mich, wieder nach Rumänien zu fahren, was Mitte April geschah, und bei ihm zuvor letzte Bestimmungen und einige Hilfe entgegenzunehmen. Ich hatte schon früher dem Hl. Vater vorgeschlagen, den griechisch-katholischen Bischof Julius Hossu und den römisch-katholischen Bischof Aaron Márton in das Kardinalskollegium aufzunehmen. Nun setzte mich der Hl. Vater davon in Kenntnis, daß er wegen der noch ungeklärten politischen Lage mit der Ernennung abwarte. Tatsächlich wurde bei den nächsten Kardinalsernennungen bekannt, daß zwei Ernennungen in petto gehalten würden, es handelte sich um die beiden rumänischen Bischöfe.

Nach ungefähr 45 Minuten verabschiedete uns der Hl. Vater, sichtlich beeindruckt von Bischof Schubert.

## Krankheit und Tod

Zu Hause angelangt, sank Joseph Schubert zusammen: „Es ist vollbracht. Ich habe meine Aufgabe erfüllt, meine Sendung beendet. Ich kann nicht mehr.“ Er ging zu Bett und hatte wieder furchtbare Schmerzen in der Magengegend.

Bischof Vasile Cristea, Msgr. Bârlea, Hochwürden Dr. Popan, P. Márton und Msgr. Alois Täutu kamen ans Krankenbett geeilt. Letzterer ist einer der aktivsten Unierten in Rom; er gibt die Zeitschrift „Buna Vestire“ heraus. Bischof Schubert verlangte von ihm, mehr als einen Artikel jährlich über die Unierte Kirche Rumäniens zu schreiben, um den Westen auf sie aufmerksam zu machen und das Interesse des Vatikans für sie wach zu halten. Er regte an, noch mehr rumänische Gebetsbücher, Bibeln und Katechismen zu drucken und nach Rumänien zu schicken . . .

Obwohl sich der Bischof sehr schwach fühlte, trafen wir am 24. Febr. nochmals mit Kardinal Seper, der sich in der Zwischenzeit beim Hl. Vater für die Unierten eingesetzt hatte, und am 26. Februar mit Erzbischof Casaroli, Msgr. Cheli und Msgr. Carnatiu zusammen. Während Schubert mit Casaroli und Cheli verhandelte, hatte ich eine Unterredung mit Msgr. Carnatiu. Als wir das Staatssekretariat verlassen hatten, tat mir Bischof Schubert kund, wie sehr er besorgt sei, daß seine Abreise aus Rumänien und sein dreiwöchiges Bemühen in Rom seien umsonst gewesen. Er befürchtete, man werde nach seinem Hinscheiden in Bukarest Personen anerkennen, die, wie er sich ausdrückte, „Hohn und Spott auf allen Glauben bedeuten“ würden. Er habe aber offen und entschlossen, nach bestem Wissen und Gewissen, seine Meinung dargelegt und so seine Pflicht erfüllt. Er schau darum gelassen in die Zukunft.

Beim Mittagessen, das wir mit P. Werenfried van Straaten in einem Restaurant einnahmen, redete der Bischof kaum ein Wort und aß sehr wenig. Sein Gesicht war von Schmerzen verzerrt. Er schluckte immer wieder, als ob er eine allzu bittere Pille eingenommen hätte.

Am 27. Februar flogen wir nach München zurück, wo uns mein Neffe mit dem Auto am Flughafen abholte. Zum Abendessen lud ich zu Ehren Schuberts Hochwürden Dr. Karl Fábíán, der aus Siebenbürgen stammt, den Pallottinerpater Josef Frank, den Direktor der Liga, Geistlichen Rat Michael Kell, sowie Kurat Otto Weber, (Rumäniendeutscher) ein. Wir unterhielten uns sehr angeregt und heiter bis 23 Uhr. Der Bischof erzählte von seinen Eindrücken und Erlebnissen in Rom. Mit dem Hl. Vater habe er sich, so betonte er, ausgezeichnet verstanden als hätte er täglich mit ihm eine Unterredung. Scherzend fügte er hinzu, erst als er bemerkt habe, wie oft ich die Anrede „Santo Padre“ benützte, habe auch er sich bemüht, diese Wendung dann und wann einzuflechten.

Am 1. März brachte ich Bischof Schubert wieder zu den Englischen Fräulein nach Berg am Laim. Nun fesselte ihn seine Krankheit vollends ans Bett, so daß er am 4. März in die Münchener Klinik „Rechts der Isar“ eingeliefert werden mußte. Er hatte Gelbsucht bekommen und litt an hohem Fieber. Der Arzt hoffte, daß der Bischof die Krise überstehen würde, da er ein sehr starkes Herz habe. Es mußte aber beständig jemand bei dem Kranken

wachen, da Schubert in seinem hohen Fieber Bett und Zimmer verlassen wollte. Bei einem Versuch war er zusammengebrochen und hatte sich verletzt. Ich löste mich daher mit Frau Elisabeth Ebner, die unter den Augen des Bischofs in Bukarest herangewachsen war, den Englischen Fräulein und meinem Neffen Dr. Franz Menges in der Krankenwache ab.

Am 11. März eröffnete mir Prof. Dr. Blöhmer, daß Bischof Schubert von Gallen und Leberkrebs befallen sei, der sich bereits in derartig fortgeschrittenem Stadium befinde, daß kein Eingriff mehr möglich sei. Die Nachricht traf mich äußerst hart. Sofort verständigte ich den Hl. Vater, verschiedene hohe Persönlichkeiten sowie die Verwandten und Bekannten des Bischofs.

Am 12. März besuchte Kardinal Döpfner den Schwerkranken. Er war tief beeindruckt vom Leid des Bischofs, wechselte einige Worte mit ihm und gab ihm seinen Segen.

Am 13. März erhielt ich aus Rom folgendes Telegramm: „Monsignore Menges! Der Hl. Vater nimmt herzlichen Anteil an der Erkrankung von Monsignore Schubert und erteilt ihm, seiner im Gebet gedenkend, als Unterpand göttlichen Trostes und Beistandes im besonderen Wohlwollen den Apostolischen Segen. +Kardinal Cicognani.“

Einige Tage später statteten der Münchener Weihbischof Matthias Defregger und Generalvikar Dr. Gerhard Gruber dem Bischof einen Besuch ab. Am 30. März folgte der Nuntius, Erzbischof Corrado Bafile. Es bedeutete für den Bischof eine große Freude, am 15. März seinen Neffen Emil Schubert sprechen zu können. Am 19. März gratulierte ich ihm zusammen mit P. Karl Paulai, dem Direktor der Caritas Internationalis von Wien, zum Namenstag. Unzählige Briefe und Glückwünsche waren zu diesem Tage angekommen, die ich dem Bischof vorlas. Am 24. März besuchte ich ihn mit Hochwürden Litfin, dem Direktor der Ostpriesterhilfe Neu-Ulm. Joseph Schubert ging es an diesem Tage sehr schlecht. Ich wollte die Hoffnung nicht aufgeben und suchte den Grund bei dem schlechten Wetter, das den Kranken allgemein zusetzte.

Die furchtbaren Magenschmerzen einerseits und sein gesundes Herz andererseits verursachten Komplikationen: Bischof Schubert wurde künstlich ernährt und war vollkommen ans Bett gefesselt, dennoch besaß er bis zuletzt große Energie, die ihn ungeduldig werden ließ. Immer wieder wollte er das Bett verlassen. Wenn ich ihn bat, seine Schmerzen für die Kirche in Rumänien aufzuopfern, wurde er ruhig und ergeben. Ich selbst hoffte trotz der gegenteiligen Prognose der Ärzte auf eine Genesung und suchte, dem Bischof meine Überzeugung zu übertragen. Als ich jedoch einmal sagte: „Papst Johannes XXIII. wird ein Wunder erwirken!“ wehrte er heftig ab. „Sei mir von dem guten Papst Johannes ruhig! In seiner grenzenlosen Güte, ja Naivität, tat er viel Gutes, untergrub jedoch ungewollt die Stellung der katholischen Kirche in den Ostblockstaaten, da er bei den Kommunisten den gleichen guten Willen voraussetzte, der ihn selbst beseelte.“ So sprach ich dann von Padre Pio, der des Bischofs Fürsprecher sein sollte.

Inzwischen war es April geworden, und das Befinden des Bischofs hatte sich rapide verschlechtert. Am 3. April bemerkte ich, daß Schubert seine gewohnte Bewegung mit dem linken Arm während des Schlafs nicht mehr machen konnte, obwohl er sich bemühte.

Um Mitternacht wurde ich telefonisch zum Krankenbett gerufen: Bischof Schubert lag im Sterben. Der Seelsorger der Klinik, Geistlicher Rat Schmidt, und die Nachtschwester waren zugegen. Da ich sah, daß der Bischof ruhig atmete, schickte ich den Geistlichen und

die Schwester weg und hielt selbst Wache. Ging der Atem auch ruhig, so setzte er doch immer wieder kurz aus. Um 1.45 Uhr hörte Bischof Joseph Schubert endgültig zu atmen auf und verschied mit friedlichem Gesichtsausdruck am Karfreitag, dem 4. April 1969.

Sofort benachrichtigte ich die Verwandten und Bekannten des Verstorbenen sowie die zuständigen kirchlichen Stellen; zusammen mit meinem Neffen traf ich die Vorbereitungen für die Beisetzung am 9. April 1969 in der Bischofsgruft der Frauenkirche, wo die sterbliche Hülle Joseph Schuberts seit dem 5. April aufgebahrt war.

Nuntius Bafile verlangte einen Artikel für den Osservatore Romano, P. Hermann Reinle einen Aufsatz für Schweizer Zeitungen; Radio Free Europe bat mich, auf der rumänischen Welle über den Heimgang Bischofs Schuberts zu sprechen.

Die Nachricht vom Tode Joseph Schuberts löste eine Flut von Trauerbekundungen aus, die vornehmlich aus Rumänien kamen. Immer wieder würdigten die Zeitschriften den Verstorbenen als Mann der Ordnung und des Gehorsams, als vorbildlichen Seelsorger sowie als vornehmen, in Wissenschaft und Kunst versierten Menschen. Alle, die wir ihn kannten, spürten, daß Gott einen großen Mann der Kirche zu sich gerufen hatte, einen wahrhaft guten Hirten, der sein Leben für die Seinen zu opfern bereit war.

## Der Mann der Ordnung und des Gehorsams

Als hervorragende Eigenschaft fiel dem Beobachter an Joseph Schubert sofort dessen Ordnungssinn und Disziplin auf. Ich selbst charakterisierte Schubert so gegenüber Erzbischof Netzhammer OSB im Herbst 1937 und erhielt dessen Zustimmung.

Markus Ruscheinski schreibt (18. 5. 1969): „Als Pfarrer Schubert 1925 zu uns nach Karamurat kam, war er jung, aufgeräumt, stets tadellos frisiert; kurz: alles an ihm zeugte von Ordnung.“

Ich persönlich kannte Bischof Schubert seit 1923. Ich habe mit ihm jahrelang — in der Freiheit und im Gefängnis — unter einem Dach gelebt. Ich habe ihn bei feierlichen Zeremonien und hinter dem Schreibtisch gesehen, früh morgens und spät abends, in froher Runde und bei traurigen Anlässen, aber immer war er „aufgeräumt, tadellos frisiert, und alles an ihm zeugte von Ordnung.“ Immer war er ausgeglichen und gemäßigt, nie überschäumend vor Freude und Lust, aber auch nicht von der Last des Leidens letztlich erdrückt. Sein Gang war bis zum Schluß aufrecht, man könnte fast meinen: elegant und stolz. Im Gefängnis war er ein lebendiges Beispiel von Würde und Tapferkeit. Sein felsenfestes Gottvertrauen verbannte das Wort „Verzweiflung“ aus seiner Gedankenwelt.

Wo Schubert auch wirkte, zog Ordnung ein, und zwar nicht als sture Pedanterie, sondern als sinnvolle Voraussetzung für fruchtbare Arbeit. H. H. Johannes Baltheiser, der von 1937-51 Schuberts Kaplan war, schreibt (Juli 1969): „Die Gottesdienstordnung im Dom und die verschiedenen Verpflichtungen mußten genau und gewissenhaft eingehalten und durchgeführt werden. Schubert selbst war in dieser Hinsicht die Pünktlichkeit in Person. Seine Mahnungen hatten nichts Herrisches oder Befehlendes an sich, sondern waren als Ratschläge gedacht. Mit der Zeit mußte man seinetwegen ordnungsliebend sein oder werden . . . Sein Benehmen hatte immer etwas Vornehmes an sich. Wer ihn kennenlernte,

wurde ganz von ihm eingenommen. Sein Wesen war männlich und das eines wirklichen Herrn: klug, ernst, vernünftig, vorsichtig, gerecht, entgegenkommend, aufmerksam, lieb, hilfsbereit . . . Das ist keine Übertreibung. Wäre ich nicht 14 Jahre Kaplan an seiner Seite gewesen und hätte dann nicht auch 5 Jahre in derselben Zelle im Kerker mit ihm zusammengelebt, würde ich mich nicht trauen, das zu behaupten.“

Diese Ordnungsliebe, das gepflegte Auftreten und die Sorge um die Rechte der Kirche waren Ausfluß seines Gehorsams zu Gott und seiner Kirche. Weil er seinen Beruf schätzte, wollte er ihm Ehre bereiten, weil er Gott liebte, wollte er nur seinen Willen in demütigem Gehorsam erfüllen.

Universitätsprofessor Stefan Nenitescu berichtet von diesem Gehorsam, den er mehr gefühls- als verstandesmäßig erfassen konnte. „Ich glaube, daß ihn dieser Gehorsam und diese Bescheidenheit zu einem so guten Beichtvater gemacht haben. Er hörte alle und jeden bescheiden an. Aus Gehorsam und Bescheidenheit war er ganz verschwiegen.“ Und der Professor schreibt weiter: „Msgr. Schubert konnte lachen und Spaß machen mit derselben Freiheit und Diskretion, die er in alles legte, mit demselben Respekt und demselben Gehorsam und derselben Bescheidenheit, die man mehr als je sah, wenn er zum Altare schritt und wenn er den Segen gab. Denn er war nie ein Bruchstück von einem Menschen, in dem ein Teil gegen das andere gewesen wäre, sondern überall und in allem ganz — Mensch, Priester, Bischof. Sein Gehorsam und seine Bescheidenheit — Gott und der Welt gegenüber — war ohne Steifheit oder Weichlichkeit, sie war vielmehr voller Einfachheit und Fröhlichkeit . . . Sein Leben war eins von seiner Kindheit bis zu seiner Schaffenszeit als Priester — ein einziges Leben, ganz gottgeweiht und aus dieser Weihe, ganz durchleuchtet vom Glauben, für den Glauben und im Dienste des Glaubens.“

Pflichtgefühl und Gehorsam trieben den Bischof dazu, als Todgeweihter seiner Diözese, in welcher er verborgen leben mußte, zu verlassen, um in Rom für seine Gläubigen zu sprechen. Prof. Nenitescu schreibt darüber: „Gehorsam, und zwar aktiver Gehorsam, wie stets der Gehorsam ist, der den Namen „Gehorsam“ verdient, denn Gehorsam ist stets zielstrebig und nicht blind-bequem,“ war es, der ihn zu diesem Schritt bewogen hat.

## Der Seelsorger

Seitdem Joseph Schubert sich entschlossen hatte, den Weg der engeren Nachfolge Christi einzuschlagen, bemühte er sich, ganzer und glaubwürdiger Priester zu werden. Für seinen Priesterberuf, den besonderen Dienst an Gott und den Menschen, lebte er und wollte ihm Ehre erweisen; deshalb sein gepflegtes Äußeres und seine ausgewählte Redensart, deshalb die peinliche Ordnung in Kirche, Kanzlei und Wohnung, deshalb sein Bestreben, der Kirche und deren Vertretern einen hervorragenden Platz in der Gesellschaft zu bewahren. Johannes Baltheiser schrieb mir im Juli 1969: „Wer Gelegenheit hatte, mit Msgr. Schubert näher in Kontakt zu kommen, konnte sich Rechenschaft geben, daß sein ernster Gesichtsausdruck eine edle Seele und ein warmes Herz verbarg . . . Die ganze Haltung in der Kirche und bei den Gottesdiensten war voller Ernst, Sammlung und Frömmigkeit. Er war halt eine zurückhaltende Natur, und wenn man ihn so äußerlich prüfte, hätte man

meinen können, es liege nichts Warmes, auch nicht Gott gegenüber, in diesem Menschen. Du kennst ihn zur Genüge und weißt, welch' tiefen Glauben, welche Herzenswärme er besaß und wieviel Leben er in alles hineinlegte, was sein Beten und Gott dienen in jeder Form betraf. Die Seelsorge behielt das Primat. Die Gottesdienste waren immer und in jeder Hinsicht auf der Höhe. Vor nichts scheute er zurück, wenn es hieß, die Kirche in Ordnung zu halten und alles so zu gestalten, daß sie Gott würdig erschienen.“

Frau Minuco Filitti schreibt am 29. Juni 1969: „Es schmerzte Msgr. Schubert, daß er keine Pastoration ausüben konnte und noch mehr litt er unter der Haltung einiger Mitbrüder, die ihrer Priesterpflicht nicht nachkamen. Er verurteilte sie aber nicht, auch dann nicht, wenn sie ihn umgingen. Er verlangte nur, daß sie „gute Priester“ seien.

Für seine Person hatte er überhaupt keine Ansprüche. Er forderte nur, daß in ihm respektiert werde, was er darstellte. Sie wissen ja selbst, welch' hohe Meinung er vom Amte des Priesters und Bischofs hatte. Er erzählte, daß er von seiner frühen Kindheit bis in sein hohes Alter und den schwersten Augenblicken des Lebens nie auch nur den kleinsten Zweifel gehabt habe, was seinen Beruf und seine Aufgabe betraf. Als Kardinal König im Land war, hat er bis zuletzt gehofft, ihn zu treffen. Als das nicht geschah, und jene, die wir zu ihm hielten, unsere Empörung ausdrückten, hat er uns verboten, die Haltung eines Kirchenfürsten minderwertig zu beurteilen. Sie kennen ja seinen Wahlspruch: „Auf die Kirche, nicht auf meine Person, kommt es an.“ Und das Vertrauen auf die Kirche hat er nie verloren, auch dann nicht, wenn ihm von nirgendwoher eine Ermutigung kam. Er wiederholte oft: „Ich will meine Pflicht erfüllen. Das Übrige liegt in Gottes Hand!“ Sein Glauben und Gottvertrauen beeindruckten in ihrer Sicherheit und Selbstverständlichkeit mehr als jede Predigt. Er forderte von der göttlichen Vorsehung keine Zeichen oder Gunsterweisungen; er glaubte und war damit zufrieden. Nicht einmal in den endlosen Monaten des Winters und der Kälte, wenn er in Timiș ganz allein und verlassen war, wurde er kleinmütig. Er machte sich ein weites Arbeits- und Studienprogramm und betete sehr viel, aber so diskret, daß es nur wenige wußten. Besucher wies er nie zurück, auch nicht jene, von denen er wußte, daß sie ihm nicht wohlgesonnen waren oder ihn verleumdet hatten. Er verteidigte sich nicht, sondern schwieg und war bereit, jedem seine offenen Arme entgegenstrecken. Er sagte, ein Priester müsse immer zur Verfügung der anderen da sein. Er verlangte von niemand, daß er ihn anhöre, wurde er aber um Rat oder Aufklärung gebeten, so tat er es sofort in aller Bescheidenheit. Mit seiner hohen Kultur war er jederzeit bereit, verständnisvoll auf den Einzelnen einzugehen. Er war streng, verstand es aber, seine Unnachgiebigkeit mit so viel Liebe zu umkleiden, daß man sich ihm ohne weiteres unterwarf. Er verlangte keine außergewöhnlichen Dinge („Phantasiegebilde“, wie er sagte), sondern nur, daß man im Vertrauen auf Gott seine Pflicht als Christ erfülle. Und das hat er voll und ganz getan.

Er war aufrichtig und aus ganzem Herzen ein guter Rumäne, zugleich war er stolz auf seine deutsche Abstammung. Solch' eine Redlichkeit findet man selten, und ich glaube, in der Geschichte gab und gibt es wenige, die solch' gute Söhne unseres rumänischen Volkes waren wie er. Deshalb bleibt er der unserige, selbst wenn er in fremder Erde ruht.

Er war immer heiter und liebevoll. Er sprach zu seinen Mitmenschen nicht vom hohen Postament, vielmehr erreichte er durch seine Persönlichkeit, durch sein echtes Beispiel

und seinen lebendigen Glauben mehr als andere durch lange Vorträge. Viele meiner Bekannten, Orthodoxe und Atheisten, wurden nur durch ihn zum Glauben geführt . . . Er fürchtete stets, anderen zur Last zu fallen. Da er nie klagte, wußten nur wenige, wie feinfühlig er war. Er blieb stets höflich und zügelte seine Gefühle. Zugleich war er außerordentlich dankbar für jede Aufmerksamkeit, als ob man ihm gar keinen Respekt und keine Liebe schuldig gewesen wäre.

Wie freute er sich bei einem Besuch lieber Bekannter oder eines Mitbruders. Er nahm aber auch die Einsamkeit hin. Freilich gab es auch Besuche, die für ihn eine wahre Tortur bedeuteten. Sooft er eine schwere Enttäuschung erlebte, zog er sich in die Kapelle zurück und kehrte ruhig und versöhnt zurück. Er freute sich sichtlich über Liebeserweise, zeigte aber nie, wenn er beleidigt wurde. Diese Zurückhaltung täuschte viele, und sie konnten sich nicht vorstellen, wieviel er litt. Er blieb immer höflich und sagte, ein Priester dürfe niemanden beleidigen.

Wenn jemand eine Hilfe brauchte, war er stets zur Stelle. Ich glaube, daß viele gar nicht bemerkten, daß er ein Opfer brachte, denn er brachte es stets ganz ungekünstelt . . .

Der Bischof hat viel gelitten. Er trug sowohl die moralischen als auch die physischen Leiden mit demselben Heldenmut. Am meisten schmerzten ihn die Schläge jener, die dasselbe geistliche Kleid trugen und denselben Glauben hatten.“ Frau Filitti fügte ihrem Schreiben einige Passagen aus Schuberts Notizen und Briefen bei: „Ich bin glücklich, eine gottgefällige Aufgabe erfüllen zu können — glanzlos, ohne Aufsehen zu erregen, unterdrückt. Menschlich betrachtet, ertrage ich die harten Umstände nur schwer; es ist die Schwäche unserer Natur, die mich daran hindert, mich zu jener Höhe zu erheben, die Gott vielleicht erreicht sehen wollte, als er mich erwählte. Dennoch resigniere ich keineswegs . . . Die Leiden machen einen nicht unglücklich, wenn sie einem höheren Ideal untergeordnet sind.“

„Die Linie meines Lebens: ein- und andermal eine Freude, die auf einem Berg von Unannehmlichkeiten, Opfer und Versagen aufgepflanzt ist. Die Freuden erschienen mir wie Efeu, das ewig grünt auch auf hartem, kaltem Stein.“

„Ich suche die kleinen Freuden; diese fehlen in keines Menschen Leben. Man muß sie nur sehen wollen. Sie wecken wieder Mut und stärken das Vertrauen auf Gott und in sich selbst.“

„Gott ist so gut, milde und erbarmungsvoll mit jedem von uns, wenn wir guten Willen haben.“

Frau Filitti fährt in ihrem Schreiben fort: „Msgr. Schubert hat viel gelitten, erlebte aber auch eine Fülle von Freuden, da er jede Kleinigkeit zu schätzen wußte. Ein Sonnenstrahl, eine Blume — und schon huschte ein Lächeln über sein edles Gesicht. Mögen andere in ihm den strengen Mann der Pflichterfüllung gesehen haben, so hinterließ er uns in erster Linie das Bild eines heiteren sonnigen Wesens. Hieraus erklärte sich seine Tatenfreudigkeit und sein Optimismus, vielleicht doch noch in das bischöfliche Palais zurückkehren zu können. Ohne Verbitterung sagte er schließlich selbst: „Ich werde die Mitra wieder aufsetzen, aber auf meinen Sarg.“

Hochwürden Baltheiser berichtet über seinen ehemaligen Vorgesetzten (Juli 1969): „Die Gespräche bei Tisch waren interessant und nützlich. Es wurden die Tagesereignisse in

der Pfarrei besprochen. Jeder brachte seine Erlebnisse und seine Meinungen vor. Mit Interesse hörte Msgr. Schubert auf die Lösungen der Kapläne zu den verschiedenen Pastoral- und Moralfragen.

Jeden Abend wurde das ganze Programm des folgenden Tages besprochen. Nie hieß es: Sie müssen das oder jenes machen. Die Kapläne wußten, was anstand, meldeten sich selbst und legten ihre Pläne vor. Man konnte sich frei und ungestört von starren Vorschriften und Hemmnissen unter seiner Leitung bewegen; seinen Mitarbeitern stand er stets mit Rat und Tat zur Seite. Er trumpfte nie als Vorgesetzter auf. Er war entgegenkommend und aufmerksam und nicht herrisch, mürrisch oder knauserig.

Er hatte seine Kapläne feinfühlig in die Seelsorge eingeführt. Sein Prinzip war: Die Kapläne sollen so ausgebildet werden, ich muß sie so behandeln, daß sie später ohne weiteres vom Kaplan- zum Pfarrer-Leben überwechseln können. Er hatte damit vollen Erfolg . . .

Der Kreuzweg, den wir — durch die politischen Umstände bedingt — mit ihm gehen mußten, war nicht leicht; aber seine Treue zu Gott, Kirche und Papst, seine priesterliche Gewissenhaftigkeit waren helle Lichtstrahlen, die uns zeigten, welchen Weg wir zu gehen hatten und welche Einstellung und Haltung wir in dieser finsternen Nacht der Unterdrückung einnehmen mußten . . . So danke ich Gott, daß ich Msgr. Schubert zum Vorgesetzten gehabt und viele Jahre mit ihm gemeinsam durchlebt habe. Ich wünsche jedem neugeweihten Priester einen solchen Pfarrer und Bischof, der zu Gott, zur Kirche und zum Papst so treu steht wie ehemals Msgr. Schubert. Was ich auch schreiben könnte, ist nur ein Abglanz davon, was unser lieber, guter Bischof war. Wir sind stolz auf ihn. Seine Persönlichkeit und sein Wirken hat sich in unser Herz eingepreßt und wirkt fort; für uns ist er nicht tot.“

## Beisetzung

Am 9. April 1969 nahm eine große Trauergemeinde im Münchener Liebfrauentum mit einem feierlichen Requiem, geleitet von Kardinal Döpfner, Abschied von Joseph Schubert, dem Märtyrerbischof der rumänischen Kirche. Die Priester, die ehemals in Rumänien gewirkt hatten, waren fast ausnahmslos erschienen, ebenso zahlreiche Rumäniendeutsche und Exilrumänen, die Exzellenz Schubert kannten, aber auch sehr viele Münchner, die teilnahmen am Heimgang eines Bischofs der verfolgten Kirche. Von den näheren Verwandten war Emil Schubert, ein Neffe des Bischofs, mit Frau und Schwiegereltern erschienen.

Ein letztes Mal stand ich an den Chortreppen des gewaltigen Domes vor dem schlichten Eichensarg, der den versiegelten Zinnsarg mit der sterblichen Hülle des Bischofs enthielt. Nur eine weiße Mitra und ein Kranz roter Rosen, den ich in Vertretung der Erzdiözese Bukarest niedergelegt hatte, schmückten den Sarg. In Gedanken empfand ich die Jahre nach, während derer mir Joseph Schubert in Freundschaft verbunden war. Es berührte mich wehmütig, daß dieser große Mann, dessen erfülltes Leben ganz dem Wohle seiner Bukarester Diözese galt, fern seiner Heimat beigesetzt werden sollte. Und ich dachte an

die letzten Worte Gregors VII., der in ähnlicher Lage bekannt hatte: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt; daher sterbe ich in der Verbannung!“ — Kardinal Döpfner bewies jedoch wahrhaft katholische, weltoffene Gesinnung, als er seinem verstorbenen Mitbruder eine gebührende ehrenvolle Beisetzungsfeier bereitete. Joseph Schubert hätte in seiner eigenen Kathedrale nicht würdiger die letzte Ehre erwiesen werden können.

Die Orgel durchbrauste machtvoll das Kirchenschiff, um später mit gedämpfter Registrierung zusammen mit dem Orchester den Chorgesang zu begleiten. Feierlich zog das Domkapitel und eine lange Reihe von Priestern — meist aus Rumänien stammend — in die Frauenkirche ein, gefolgt vom Erzbischof von München und Freising, Julius Kardinal Döpfner, vom Apostolischen Nuntius in Deutschland, Erzbischof Corrado Bafile, von den Weihbischöfen Kampe (Limburg, früher Priester in Rumänien), Neuhäusler und Defregger (beide München) sowie vom Münchener Generalvikar Dr. Gerhard Gruber.

Als in der Lesung aus dem 2. Korintherbrief der Apostel Paulus die Bürde des Apostelamtes schilderte, war den Anwesenden bewußt, daß die nämlichen Worte auf das priesterliche Leben und Wirken Joseph Schuberts zutrafen: „In allen sind wir bedrängt, aber nicht erdrückt, im Zweifel, aber nicht in Verzweiflung, verfolgt, aber nicht verlassen, zu Boden geworfen, aber nicht umgebracht. Allezeit tragen wir das Sterben Jesu an unserem Leib herum, damit auch das Leben Jesu an unserem Leib offenbar werde. Wie Christus werden wir dann auferstehen von den Toten. Deshalb sind wir nicht verzagt; im Gegenteil: wenn auch unser äußerer Mensch aufgerieben wird, erneuert sich doch unser innerer von Tag zu Tag. Denn unsere augenblickliche geringfügige Trübsal erwirkt uns eine von Fülle zu Fülle anwachsende, alles überwiegende ewige Herrlichkeit, da wir den Blick auf das Ewige, nicht das Vergängliche richten“ (2. Kor. 4, 8—18). Und im Evangelium nach Johannes vernahmen wir die Worte Christi, an denen gemessen das opfervolle Dienen Bischof Schuberts vor Gott zu bestehen hoffen konnte: „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein. Wenn es aber stirbt, bringt es viele Frucht . . . Wenn einer mir dient, folge er mir, und wo ich bin, dort wird auch mein Diener sein“ (Joh. 12, 24—26).

Kardinal Döpfner legte einen Kranz roter Nelken an der Bahre seines verstorbenen Mitbruders nieder. Außerdem legten Kränze nieder: Frl. Maria Wyrsh aus der Schweiz, die Joseph Schubert als seine Schwester betrachtete und in deren Familie er seine Jugendjahre verbracht hatte, Architekt Georg Berlinger und Bauingenieur Josef Ebner, die mit dem ehemaligen Dompfarrer von Bukarest eng befreundet waren, die Englischen Fräulein von München-Berg am Laim, bei denen Joseph Schubert in seinen letzten Tagen wohnte, und ich im Namen der ganzen Familie Menges. Bevor der Sarg in die Bischofsgruft zur Beisetzung getragen wurde — begleitet von den anwesenden Bischöfen, Priestern und Angehörigen, war es mir letzter Liebesdienst, Leben und Werk des Verstorbenen zu würdigen. Zuvor hatte Kardinal Döpfner das Wort ergriffen, wobei er von den beiden Lesungen nach Johannes und Paulus ausging:

„Hochwürdigster Herr Apostolischer Nuntius!  
Meine lieben Mitbrüder im bischöflichen und priesterlichen Dienst! Meine Brüder und Schwestern im Herrn!

Wenn wir in der Osterwoche Abschied nehmen von einem Bischof der Kirche, zumal wenn er am Sterbetag unseres Herrn, am Karfreitag, selbst seinem Herrn im Sterben folgen durfte, dann hat gerade das, was wir eben im Evangelium des hl. Johannes aus dem 12. Kapitel hörten, einen ganz besonderen dichten und ansprechenden Sinn. Denn das war doch eine ausgesprochene österliche Botschaft, eine Deutung des Sterbens und der dieses Sterben abschließenden Auferstehung im Sinne des Heils für uns alle. Unser Herr ist jenes Weizenkorn, das in die Erde fiel, das am Karfreitag starb und das nun in dieser Auferstehung wie das Weizenkorn herauswächst aus dem dunklen Boden und dann vielfältig Frucht bringt; so ist auch der Herr nicht allein geblieben, sondern er ist das Heil geworden für viele. Gerade in diesem seinem Sterben, im Gehorsam und in diesem seinem Wirken für uns wurde der Vater verherrlicht. Aller Dienst in der Kirche steht in der Sendung durch den Herrn und steht auch in dieser Nachfolge des Herrn. Gewiß ist es bei uns, den Dienern des Herrn und den Dienern der Kirche, auch darin so wie bei unserem Herrn, daß wir die Botschaft verkünden müssen, wie er es getan hat, daß wir seine Boten sein müssen, die sein Heilssterben gegenwärtig setzen und wirksam werden lassen in der Kirche, in der Feier der Hl. Messe und in der Verwaltung der übrigen Sakramente. Aber, gerade wenn wir die Lesung hörten aus dem 2. Korintherbrief, dann spüren wir, daß dieser Dienst allein noch nicht genügt, sondern daß wir auch dazu vom Herrn gesandt sind, nun einzugehen in dieses sein eigenes Leiden. Was in dem Abschnitt aus dem Johannes-Evangelium schon gesagt wurde mit dem Satz, daß der Diener Gottes dem Herrn nachfolgen soll, sein Leben hingeben soll, das hat der hl. Paulus hier entfaltet. Und gerade dieser zweite Korintherbrief, meine lieben priesterlichen Mitbrüder, ist so eine unerhört tröstliche Botschaft für uns. Gerade für uns Priester, die nicht im menschlichen Sinn greifbar, meßbar ein erfolgreiches Wirken haben dürfen, gerade für ein solches Leben ist das, was Paulus hier sagt, was manche von Ihnen so ähnlich erlebten in Rumänien, wessen manche von uns auch in unserem Land aus früheren Tagen sich erinnern und was wir gerade heute irgendwie alle erleben, das ist hier ausgesprochen. Es gibt nicht nur ein Wirken für den Herrn in der Führung von Gemeinden, die Verkündigung des Wortes Gottes, in der Verwaltung der Sakramente, sondern es gibt auch ein Leiden für und mit Christus, aber ein Leiden, das zugleich der kostbarste Dienst für die Kirche ist. Der Apostel sagt von sich — und es könnte das ja an sich auch jeder Getaufte, jeder Christ von sich sagen —, solange wir leben, werden wir um Christi willen in den Tod gegeben, damit sich auch Jesu Leben an unserem sterblichen Leib offenbare. Das ist das unfassbare tiefe Geheimnis christlichen Lebens, daß wir hineingegeben sind und uns selbst auch hineingeben müssen in das Sterben unseres Herrn, daß wir auf seinem Kreuzweg gehen müssen und daß wir dabei bereits in diesem unserem irdischen Leib und irdischen Weg die Herrlichkeit, die Kraft der Auferstehung an uns erfahren, die sich einmal voll, ungehemmt und unverhüllt an uns erfüllen wird.

Nun beachten wir aber einmal den ganz eigenartigen Satz, der darauf folgt: „So wirkt also in uns der Tod, in euch das Leben.“ Der Apostel sagt also, was ich hier auszuhalten habe in jeder Hinsicht, für und mit dieser Gemeinde, die ihm, wie dieser Brief zeigt, soviel Kummer macht in all' seinem apostolischen Dienst, in all' seiner apostolischen Mühsal, die er ja dann eingehend im 11. und 12. Kapitel schildern wird, all' das ist für euch, damit in

euch das Leben wirke. Und später wird es etwas anders gewendet, aber ganz ähnlich gesagt, und zwar gerade im Blick auf die Verherrlichung Gottes; denn alles geschieht um euretwillen, damit die überreiche Gnade um der vielen willen den Dank überfließend mache zur Verherrlichung Gottes. Meine Lieben, welch' kostbare Worte sind das! Und diese dürfen wir schreiben über 13 Jahre, ja eigentlich muß man sagen 18 Jahre bischöflichen, stillen, verborgenen Leidens, als dieser Bischof nicht wirken durfte inmitten der Seinen in seiner Diözese, sondern bloß in der Stille eines Kerkers, in der Verborgenheit einer ihm zugewiesenen Wohnung gelitten hat für seine Kirche.

Meine Lieben, ein Bischof, der an der Bahre eines solchen Mitbruders steht, weiß sich sozusagen trotz all' des vielfältigen Dienstes — dieser Mitbruder wurde ja wenige Jahre nach meiner eigenen Bischofsweihe dazu bestellt —, weiß sich geradezu arm und mit leeren Händen neben einem solch' kostbaren, wenn auch für Menschen nicht faßbaren Dienst des Leidens. Und ich bin überzeugt, daß er in diesen Jahren, wo ja die Worte der Hl. Schrift in langen, langen Stunden, da er nicht arbeiten konnte, wohl sein einziger Halt waren, daß da ein Satz wie der folgende ihm tiefen Trost gegeben hat. Darum verzagen wir nicht, und wenn auch unser äußerer Mensch zugrunde geht, unser innerer wird erneuert von Tag zu Tag. Und unsere augenblickliche, im letzten dann doch geringe Last an Trübsal schafft uns eine über alle Maßen große, ewige Fülle von Herrlichkeit.“

Wenn wir nun das heilige Opfer feiern, dann ist es in Wahrheit zum Abschluß dieses Lebens ein Opfer des Dankes. Aber da wir nun alle vor dem heiligen Gott stehen, und jene, die es ernst meinen damit, die wissen das ganz besonders, darum beten wir auch trotz dieses in solcher Sicht so reichen Lebens, beten wir auch für unseren Bruder, daß der Herr ihm die letzte Läuterung schenke und ihn in jene Verherrlichung hineinnehme, von der das Evangelium gesprochen hat. Die Fürbitte dieses heiligen Opfers aber wird in ganz besonderer Weise der Kirche von Bukarest, der Kirche in Rumänien überhaupt gelten; wird gelten den Bischöfen dort, ob sie nun wirken können oder nicht, das heißt, wirken im Sinn unsres heimgegangenen Erzbischofs Schubert, den Priestern, daß sie dabei nicht verzagen, sondern sich durch solche Frohbotschaft innerlich stärken lassen, daß also das Weizenkorn in solch' dunkler Erde in der Kraft und Gnade Jesu Christi reife und wachse.

Meine lieben Brüder und Schwestern! Wenn nun dieser Bischof hier bei uns in Deutschland in der Bischofsgruft der Frauenkirche zur letzten Ruhe gebettet wird, dann wollen wir seinen irdischen Leib in unserer Mitte wie eine Reliquie — sagen wir schlichter — wie einen Anruf bergen an uns selbst. Könnte ich doch in dieser Stunde all' den Priestern, die augenblicklich sich abmühen, abquälen, wie wir sagen, mit dem Priesterbild, die unter der Erfolglosigkeit ihres Wirkens, unter der Ortlosigkeit ihres Standes leiden, könnte ich ihnen doch ein wenig in dieser Stunde geben vom Sinn eines solchen Wirkens, wie es sich kundgab in diesem Priester- und Bischofsleben, und wie es ausgesprochen wird in den Worten des heiligen Paulus. Ich meine, für die Zukunft der Kirche brauchen wir dringend solchen Glauben. So wird unsere Fürbitte uns allen und auch der Kirche in unserem Land gelten. Und so ist unsere innige Bitte, daß wir dem Herrn, dem gekreuzigten, dem verherrlichten Herrn nachfolgen, seine Botschaft künden, seinen Kreuzweg gehen und bei all dem nie vergessen, daß wir es tun für unsere Brüder. Amen.“

## INHALTSVERZEICHNIS

Salz der Erde — Licht der Welt . . . . .	3
Einleitung . . . . .	5
Kindheit und Studienzeit . . . . .	6
Domvikar an der Kathedrale St. Joseph zu Bukarest . . . . .	8
Pfarrer von Popesti-Leordeni . . . . .	9
Pfarrer von Karamurat . . . . .	12
Dompfarrer an der Kathedrale St. Joseph zu Bukarest . . . . .	24
Steuermann einer verfolgten Kirche . . . . .	32
Hinter kommunistischen Gefängnismauern . . . . .	34
Zwangswohnung in Obertömösch . . . . .	40
Im Westen . . . . .	45
Papstaudienz . . . . .	52
Krankheit und Tod . . . . .	53
Der Mann der Ordnung und des Gehorsams . . . . .	55
Der Seelsorger . . . . .	56
Beisetzung . . . . .	59